

Teil 1

Eine göttliche Begegnung

*Welchen Faden soll ich aufgreifen, Herr? Es sind so viele.
Sie hängen mir vor Augen wie die Schnüre eines Fadenvorhangs.
Jeder verspricht, sich zum schönsten Gobelin meines Lebens knüpfen zu lassen.
Doch es ist nicht mein Gobelin, es ist nicht mein Leben.
Daher frage ich ernstlich: Welches Garn soll ich nehmen?
Welcher Faden wird schließlich durch das Nadelöhr passen?*

Vorschau

Vorschau

Kapitel 1

ICH SITZE GANZ RUHIG, während sich in meinem Inneren gleichzeitig eine Explosion aufstaut. Ich lehne mich nach vorne, sitze nur noch auf der Stuhlkante. Meine Hände streichen unwillkürlich über den abgegriffenen Einband meiner Predigtbibel, mein Fuß tippt einen ungeduldigen Tanz auf dem hölzernen Boden der Plattform. Jede Zelle meines Körpers wartet voll Anspannung auf das, was gleich geschehen wird. Ich glaube, wenn Sie in meinen Schuhen steckten, würde es Ihnen genauso ergehen.

Wir befinden uns inmitten einer tropischen Nacht im nördlichen Nigeria, tief im Herzen Afrikas. Die Luft, die uns umgibt, ist warm, feucht und voller Geräusche. Eine Musikgruppe aus einer der christlichen Gemeinden der Umgebung singt Lobpreislieder zum Rhythmus einer Schlangenhauttrommel. Ein Chor von Vögeln, Fröschen und Insekten in der uns umgebenden Vegetation stimmt in die Melodie mit ein. Direkt vor uns steht eine gewaltige Menschenmenge. Es sind fast 700.000 Besucher, Stammesangehörige, die viele Kilometer zu Fuß gelaufen sind, um sich hier zu versammeln. Sie strahlen Hitze aus – und Erwartung. Die meisten von ihnen sind Moslems. Ihre uns zugewandten Gesichter ziehen mich an, wie der Lichtschein einen Falter anlockt. Zusammengenommen werden unfassbare 2,4 Millionen Menschen an den fünf Abenden diese Evangelisation besuchen. Mehr als 1,4 Millionen von ihnen werden Jesus Christus als ihren Herrn und Erretter annehmen, nachdem ich sie dazu eingeladen habe. Große Teams geschulter Mitarbeiter werden sich im Rahmen der fast lückenlosen Nacharbeit um jeden Einzelnen von ihnen kümmern.

Der in mir bis zur Explosion angestaute Druck lässt meinen Herzschlag rasen. Bei Ihnen wäre es genauso. Wenn ich nun beginne, Ihnen die Geschichte meines Lebens zu erzählen, frage ich mich, ob Sie mir wohl ähnlich sind. Werden auch Sie Tag und Nacht durch den Wunsch angetrieben, den weltweiten Missionsbefehl Christi erfüllt zu sehen? Wenn nicht, dann hoffe ich, dass dieses Buch in Ihnen eine Flamme entfacht, die Ihr Leben verändert, ein heiliges Feuer, das Ihnen bewusst macht, dass bei Gott nichts, absolut nichts, unmöglich ist.

Ich sehe, dass einige in der Menschenmenge verkrüppelt sind. Gelähmte liegen auf Tragbahnen, andere stützen sich auf hölzerne Krücken. Nicht alle Kranken werden heute Abend geheilt werden, doch einige von diesen Gelähmten werden wieder gehen können. Ich sage Ihnen, ich werde mich mit diesen geheilten Menschen mitfreuen und über die Plattform tanzen. Würden Sie das nicht auch tun? Manche hier sind blind, und einige von den Blinden werden wieder sehen können. Ich kann es nicht erklären, aber in moslemischen Gebieten erlebe ich, dass weitaus mehr blinde Augen geöffnet werden als an anderen Orten. Ich wünschte, Sie könnten bei mir sein und das miterleben. Taube können wieder hören, Stumme können wieder sprechen, Krebsgeschwüre verschwinden, chronische Schmerzen weichen. Dies sind nur einige der Zeichen, die der Verkündigung der Botschaft vom Kreuz als Bestätigung nachfolgen.

Ich nehme eine dumpfe Vibration wahr, die man fast hören kann. Ganz in der Nähe dröhnen unsere Generatoren in schallisolierten Containern und speisen Kilowatt für Kilowatt Energie in die durstigen Lautsprechertürme und Beleuchtungsmasten ein. Wir haben unser eigenes kleines Kraftwerk in diese abgelegene Gegend mitgebracht, denn wir befinden uns Hunderte von Kilometern entfernt von jedem Marriott, Hyatt oder Hilton. Selbst einfache Hotelunterkünfte gibt es selten. Wir haben nicht einen einzigen Wohnwagen. Einige schlafen im Container, andere in Motels oder in einem Regierungsgästehaus. Handys sind hier draußen oft wertlos, wir sind direkt über Satellit verbunden. Nur wenige Menschen haben jemals den Namen dieses Ortes gehört – und dennoch sind hier heute Abend weit mehr als eine halbe Million Menschen zusammengekommen!

Mein Hals schnürt sich regelrecht zusammen, während ich daran denke; Tränen stehen in meinen Augenwinkeln. Welch ein Vorrecht ist es doch, dies erleben zu dürfen! Es ist eine Freude, die mich mehr beschenkt als alles andere.

Lächelnd blicke ich hinauf zum Firmament mit seinen uralten Sternenkongstellationen. Ich fühle, wie der Schöpfer des ganzen Universums heute Abend auf dieses abgelegene Fleckchen afrikanischer Erde herablächelt. Ich atme tief ein. Der von Hunderttausenden Füßen aufgewirbelte feine Staub liegt in der Luft und der Rauch von entfernten Lagerfeuern. Ich bin Tausende Kilometer von jeglicher gewohnter Normalität entfernt, und gerade hier fühle ich mich ganz und gar zu Hause. Wieder einmal haben wir eine vergessene Region gefunden, in der kaum

jemand jemals etwas über den Weg zur Errettung gehört hat. Mein Name ist Reinhard Bonnke, ich bin Evangelist. Willkommen in meinem Lebensabenteuer!

Heute Nacht werden die Ereignisse wie in einem präzise einstudierten Szenario nacheinander ablaufen. Und doch wird es wieder einmal einzigartig sein, anders als je zuvor. Man wird mich vorstellen. Mein Blick wird über die Menschenmenge gleiten in dem Wissen, dass wir alle hier wegen einer einzigen Person zusammengekommen sind: Jesus Christus, dem Mann aus Nazareth. Mein Herz wird sich für das Wirken des Heiligen Geistes öffnen und in meinem Geist wird ein inneres Bild entstehen, ein Gerüst. Ich nenne es den „Umriss des Evangeliums“. Es ist der festgesteckte Rahmen, den ich mit einer Explosion von Worten füllen werde, die aus meinem Herzen hervorsprudeln.

Ich muss Ihnen an dieser Stelle etwas bekennen: All dies ist mir fast zu einer Sucht geworden. Aber es ist eine Art Sucht, von der ich gerne berichte. Ob ich nun ganze Scharen von bußfertigen Menschen oder nur einen einzelnen Sünder zur Errettung führe, es ist immer das Gleiche. Es ist mein Lebenselixier. Ich esse es, ich schlafe es, ich träume es, ich spreche es, ich schreibe es, ich bete es, ich weine es, ich lache es. Ich wünsche mir, dass ich eines Tages sterbe, während ich das Evangelium verkündige und die Botschaft des Heils auf meinen Lippen trage. Ich bin wie ein Verhungernder, bis ich endlich wieder mit einem Mikrofon in der Hand vor einem Meer von Gesichtern stehe und die Worte der Liebe Gottes in die Dunkelheit hinausrufe.

Dank der Gnade Gottes erlebt unser Missionswerk *Christus für alle Nationen* heute gewaltige Resultate. Wir sind mit dem Ziel unterwegs, 100 Millionen Menschen durch unsere Verkündigung für Christus zu gewinnen. Allein seit dem Jahr 2000 haben bis Ende 2009 über 55 Millionen Menschen ihre Entscheidung für ein Leben in der Nachfolge Jesu schriftlich dokumentiert. Jahrzehntelange Erfahrung auf den Erntefeldern Afrikas ist notwendig, um von diesen Zahlen nicht übermannt zu werden. Doch wir bremsen nicht ab, sondern bauen immer weiter Bühnen wie diese hier an Orten auf, von denen Sie wahrscheinlich noch nie etwas gehört haben. Ich hoffe und bete, dass Sie mir eines Tages, nachdem Sie meine Geschichte gelesen haben, auf einer dieser zukünftigen Bühnen Gesellschaft leisten und meine Begeisterung miterleben. Wenn es Ihnen nicht möglich ist, persönlich dabei zu sein, dann hoffe ich, dass Sie im Gebet dabei sind, im Glauben, im Geist.

Die Wahrheit ist: Ich habe überhaupt nichts von alledem alleine geleistet. Es ist Gottes Werk. Er hat mich berufen, er war der Pilot, der Tröster und meine Kraftquelle. Wie Sie auf diesen Seiten lesen werden, hat er mir die perfekte Frau zur Seite gestellt und uns wunderbare Kinder geschenkt. Er hat für ein Team gesorgt, das über die Jahrzehnte harter Arbeit zusammengewachsen ist und erstklassige Arbeit geleistet hat. Er hat uns mit Tausenden in Verbindung gebracht, die unsere Vision und unsere Arbeit wertschätzen und unterstützen, die für uns beten und mit uns zusammenstehen. Ich glaube, dass die Belohnung im Himmel für uns alle gleich sein wird.

Oh! Entschuldigen Sie, ich muss jetzt gehen. Man hat mich soeben vorgestellt und mir das Mikrofon übergeben. Jetzt gilt! Ich stehe auf und spüre, wie das Feuer, das ich seit Jahrzehnten in meinem Inneren fühle, geradezu aus mir herausdrängt. In den letzten Augenblicken, bevor mein Mund dazu gebraucht wird, die großen Taten Gottes zu verkündigen, umhüllt mich ein heiliges Schweigen. In Demut und Ehrerbietung hebe ich meinen Blick zum Himmel empor. In der Luft über mir empfinde ich die Anwesenheit einer gigantischen unsichtbaren Versammlung, vor der die beinahe 700.000 Nigerianer vor mir, die gespannt auf meine Worte warten, geradezu verblassen. Ich meine die himmlische Wolke von Zeugen, jene unzählbare Schar, auf deren Schultern ich getragen werde. Aus dieser himmlischen Menge tritt vor meinem geistigen Auge ein Mann hervor. Es ist ein amerikanischer Evangelist, der lange vor mir lebte. Ich kenne ihn nur aus Erzählungen anderer. In gewisser Weise ist er diesen Nigerianern vergleichbar, er wird übersehen und vergessen – außer vom Himmel. Während seines Lebens säte er in aller Schwachheit den Samen des Wortes Gottes aus. Doch heute Abend wird jede einzelne Seele, die in das Reich Gottes hineingeboren wird, in geheimnisvoller Weise auch eine Frucht seines Dienstes sein. Und ich werde Worte sprechen, die zuerst seinem Herzen entströmen.

Jetzt kann ich anfangen.

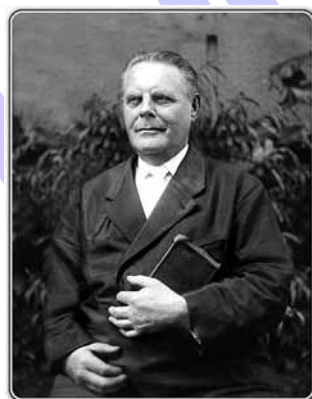
Kapitel 2

WENN ICH NUN BEGINNE, die Geschichte meines Lebens zu erzählen, bin ich von den unzähligen Dingen, die es wert wären, mitgeteilt zu werden, geradezu überwältigt. Es sind viel zu viele, um sie alle aufgreifen zu können. Ich muss mich einschränken und denke deshalb zunächst einmal über die eigentlichen Ursprünge nach – und noch nicht über meine Berufung, meinen Weg nach Afrika, Gottes zahlreiche Führungen oder die Seelenernte, die meine kühnsten Träume übersteigt. Nein, zuerst will ich zu einem Ort und in eine Zeit zurückblicken, die schon lange nicht mehr existieren, eine Zeit vor meiner Zeit.

Bei diesem Blick in die Vergangenheit legt sich mir eine geheimnisvolle Last auf's Herz. *Woher kommt diese eigentümliche Bürde?*, frage ich mich. Es ist mein Bewusstsein darüber, was ich einem Mann zu verdanken habe, der schon Jahre vor meiner Geburt starb.

Wie leicht ich ihn doch vergessen könnte. Er ist nicht berühmt. Sein Leben und sein Dienst werden kaum gewürdigt. Wenn ich schweige, wird niemand seinen Namen mit dem meinen in Verbindung bringen. Ich allerdings würde es wissen. Daher möchte ich es nicht versäumen, von ihm zu erzählen. Oft, wenn ich auf eine Bühne steige und mein Blick über ein Meer von Gesichtern wandert, wenn ich die Menschen betrachte, wie sie begierig darauf warten, das Evangelium zu hören, empfinde ich, dass sein Blick aus der himmlischen Wolke der Zeugen heraus auf mich gerichtet ist. Hätte dieser in Vergessenheit geratene Verkündiger nicht vor langer Zeit das Feuer Gottes zur Familie Bonnke getragen, dann könnte ich heute nicht, vom Heiligen Geist entzündet, vor all diesen Menschen stehen.

Das Empfinden, das ich habe, mag ähnlich sein wie jenes, das eine riesige Eiche für die Eichel hat, aus der sie hervorspross. Sie verdankt dem kleinen Samen, der zu Boden fiel und dort starb, dass sie heute wie ein hoher Wachturm über den deutschen Wald hinausragt. Ja, so ähnlich ist mein Andenken an das, was ich einem Mann namens Ludwig Graf zu verdanken habe.



LUDWIG GRAF

Ich war noch ein junger Mann, als ich einmal den Stammbaum unserer Familie studierte und dabei feststellte, dass Gottlosigkeit in unserer Sippe der Normalfall war. Es wunderte mich, dass mein Großvater und mein Vater als Männer des Glaubens aus der geistlichen Dürre unserer Familiengeschichte regelrecht herausstachen. Ich wandte mich damals meinem Vater, einem Pfingstprediger, zu und fragte ihn: „Wie ist eigentlich Gott in die Familie Bonnke hineingekommen?“

Seine Antwort prägt bis heute mein Leben und meinen Dienst. Er erzählte mir die Geschichte jenes Mannes namens Ludwig Graf, der 1922 – 18 Jahre vor meiner Geburt – in ein winziges und abgelegenes Dorf im fernen Osten Deutschlands geführt wurde. Ludwig war ein in Deutschland geborener Waffenschmied, der als junger Mann nach Amerika ausgewandert war. Dort hatte er durch harte Arbeit und Disziplin ein erhebliches Vermögen erworben. Nach der, sein ganzes Leben umkrepelnden, Erfahrung der Taufe im Heiligen Geist und der damit einhergehenden Gabe in Zungen zu sprechen, beschloss er, nachdem er sich beruflich zur Ruhe gesetzt hatte, in der Kraft des Heiligen Geistes noch einmal in seine alte Heimat zurückzukehren. Er besaß etwas, was er weitergeben wollte.

Je älter ich werde, desto deutlicher erkenne ich die göttlichen Verbindungen zwischen Ludwig und mir, obwohl ich diesen Mann niemals kennen lernte. Wenn ich nun die Erzählung meines Vaters wiedergebe, bitte ich um Verständnis, dass ich über die Worte, die er mir damals berichtet hat, etwas hinausgehe. Einige der Einzelheiten, die ich in den Bericht einfüge, habe ich erst sehr viel später über das Leben dieses Gottesmannes in Erfahrung gebracht.

Seine Geschichte ist Teil einer gewaltigen geistlichen Bewegung, der auch ich als Pastor angehöre. Sie begann am biblischen Pfingsttag, flammte im Jahr 1906 in der Azusa Street Mission in Los Angeles neu auf und breitete sich dann explosionsartig über die ganze Welt aus. Es ist die Pfingstbewegung, die heute mit weit über 600 Millionen Christen zu den stärksten Strömungen innerhalb der Christenheit zählt. Die Geschichte von Ludwig Graf zu verstehen, bedeutet für mich, auch diese mächtige, feurige Bewegung des Heiligen Geistes, und auch meinen Platz in ihr, besser zu verstehen.

Ich bin der festen Gewissheit, dass die hell leuchtende Flamme, die er einst mit sich trug, nicht nur das Leben meines Großvaters und meines Vaters entzündete, sondern dass dadurch auch auf mein Leben der Funke übersprang. Und dieser Funke sollte sich weiter hin zu einem Flächenbrand entwickeln.

Kapitel 3

EINE WOLKENARMEE MARSCHIERTE ÜBER DEN HIMMEL, gekleidet in düsteres Grau. Es war im Jahr 1922, zur Zeit des Frühlingsbeginns, doch der harte Winter wollte seinen festen Klammergriff um die ostpreußische Landschaft noch nicht lockern. Eine elegante neue Reiselimousine, ein Mercedes, fuhr auf einem schmalen unbefestigten Weg durch ein abgelegenes Waldstück, der Klang des Motors erinnerte an den Trommelschlag einer im Gleichschritt marschierenden Militärkapelle. Lehmspritzer sammelten sich auf dem silberweißen Blech, während der vornehme Wagen unter den Bäumen dahinglitt.

Das Fahrzeug erreichte den Waldrand. Auf einem nahegelegenen Acker blickte ein Bauer von seiner eintönigen Feldarbeit auf und starrte den Wagen an. Er stützte sich auf seine Hacke, den Kopf mit einer dicken Wollmütze bedeckt, der Kragen zum Schutz vor dem Wind hochgeschlagen. Sein Gesichtsausdruck war düster und abweisend.

Seit dem Ende des Ersten Weltkrieges war der Anblick eines Automobils in dieser deutschen Enklave zu einer wahren Seltenheit geworden. Der Krieg, der zuerst die Straßen, Fabriken und Ortschaften zerstört hatte, und die dann anschließende Inflation, die die Bankguthaben der Deutschen vernichtete, hatten das Volk bis in die tiefste Seele ausbrennen lassen. Mehr als 3 Millionen der besten Männer Deutschlands hatten in den vier Jahre währenden Kämpfen ihr Leben verloren. Die Wunden des „Großen Krieges“ waren tief und frisch.

Der Fahrer des Mercedes, ausgestattet mit flotter Lederkappe und Schutzbrille, wusste all dies sehr genau. Er war ein in Deutschland geborener Amerikaner und erst vor Kurzem wieder in seine Heimat zurückgekehrt. Er wusste, dass dieser einfache Bauer mit einem Mann, der in einer solch schicken Reiselimousine über Land fahren konnte, kaum etwas gemeinsam hatte.

Doch das Herz des Reisenden war dem deutschen Volk voll Mitgefühl und Anteilnahme zugeneigt, während er von einem Ende des durch den Krieg verwüsteten Landes zum anderen fuhr. In der Hoffnung, zumindest sein Wohlwollen ausdrücken zu können, winkte er dem Bauern freundlich zu. Dieser drehte sich jedoch um als wäre er beleidigt worden und fuhr mit seiner Feldarbeit fort.

Der Fahrer richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den schmalen Weg, der über einen kleinen Hügel führte. Am Horizont erkannte er große, mit Segeltuch bespannte Flügel, die sich langsam drehten. Als sein Auto den höchsten Punkt des Hügels erreicht hatte, erblickte er die imposante Windmühle, zu der die Flügel gehörten. Es war ein stattliches verputztes Gebäude mit einer Bäckerei, aus deren Ziegelschloten weißer Rauch in den Himmel emporstieg.

Dem Fahrer lief das Wasser im Mund zusammen. Obwohl er noch einen Kilometer entfernt war, konnte er schon das frische, warme Brot aus der Bäckerei riechen. Er wollte Halt machen und sich einen Vorrat an Salzbrezeln für unterwegs zulegen. Diese, so erinnerte er sich aus seiner Kindheit, wurden sorgfältig zu einer Dreierform geflochten, die den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist repräsentieren sollten. Er lachte in sich hinein: *Ich bin nicht mehr in Amerika. Ich bin in dem Land, in dem geistliche Wahrheiten zu einer Brezel verformt werden.*

Er kam näher und erblickte ein kleines Dorf mit rund einem Dutzend Häusern. Dicht am Waldrand gelegen reiheten sie sich hinter der Bäckerei an der Straße auf. Er hoffte, dass dieses kleine Dorf eine geeignete Rast für einen frierenden Reisenden bot, der sich verirrt hatte und dachte an ein wärmendes Kaminfeuer. Vielleicht könnte er sogar ein Zimmer für die Nacht mieten, denn der Tag begann sich bereits dem Ende zuzuneigen.

Er ließ den Wagen ausrollen und hielt neben der Tür zur Bäckerei an. Er zog die Handbremse an, schaltete den Motor aus, und sofort umgab ihn der angenehme Duft frischen Brotes. Er legte die Handschuhe ab und öffnete die Wagentür. Beim Aussteigen zog er Brille und Lederkappe aus und blieb einen Moment stehen, um sich die Lehmspritzer von Wangen und Kinn zu wischen.

Schlammklumpen fielen von den Speichen der Räder. Die eleganten Stoßstangen des Mercedes schwingen sich wie ein stilisierter Schwan im Bogen vor die Karosserie, doch dieser Schwan war durch die primitiven Straßen Ostpreußens schon ziemlich in Mitleidenschaft gezogen worden.

Einige der Dorfbewohner traten vor die Haustüren, um den Neuankömmling und sein extravagantes Automobil zu betrachten. Der Fahrer trug einen pelzgefütterten Ledermantel sowie lederne Hosen und Stiefel. Er war glatt rasiert,

ein vornehm wirkender Herr mit dünnem grauem Haar, in dem sich einige Strähnen von Braun hartnäckig hielten. Er mochte in seinen späten Fünfzigern oder seinen Sechzigern sein.

Inzwischen war ein kahlköpfiger Mann mit kräftigem Schnurrbart aus der Bäckerei getreten. Er wischte seine Hände an der Schürze ab und sah dem Fahrer zu, wie dieser mit einem Tuch den Schmutz von der Türverkleidung wischte. Während er die Fläche reinigte, wurde ein von Hand gemaltes Schild unter den Spritzern erkennbar. Darauf stand: *Jesus kommt bald. Bist du bereit?* Der Fahrer drehte sich um und bemerkte den Bäcker.

„Guten Tag, mein Herr“, sagte er und streckte dem Mann mit offenem Lächeln die Hand entgegen. „Mein Name ist Ludwig Graf, ich bin ein Diener Gottes.“

Langsam wischte sich der Bäcker die Hände an der Schürze sauber, bevor er die ausgestreckte Hand ergriff. Sein Tonfall war distanziert.

„Ich bin Gerhard. Wir alle hier sind Lutheraner.“

„Lutheraner. Das ist gut. Lutheraner brauchen Jesus. Ich wurde selbst evangelisch getauft, aber inzwischen habe ich den Herrn kennen gelernt und das zweite Pfingsten empfangen. Haben Sie Ihr zweites Pfingsten schon empfangen?“

Der Mann schüttelte den Kopf. Von so einer Sache hatte er noch nie etwas gehört.

„Dann muss ich es Ihnen dringend erzählen, denn es gibt nichts Wichtigeres in diesen Zeiten, in denen wir leben, mein Freund. Doch zunächst ... Ich war auf dem Weg nach Königsberg, aber anscheinend habe ich mich verfahren. Können Sie mir sagen, wo ich hier gelandet bin?“

„Dies hier ist Trunz.“

„Trunz. Ich glaube nicht, dass ich davon schon gehört habe.“ Er lachte freundlich. „Ich habe mich wohl schlimmer verfranzst, als ich dachte. Aber das ist kein Problem. Ich bin sicher, dass der Herr mich hierher geführt hat, um das Evangelium zu verkünden. Halleluja!“

„Wie ich Ihnen gesagt habe, sind wir hier evangelisch“, gab der Mann ungeführt zurück.

Inzwischen war ein junger Bursche auf einem Fahrrad herbeigeradelt. Er inspierte neugierig und bewundernd den Mercedes.

Ludwig fühlte eine zitternde Erregung in seiner Brust. Diese innere Vibration empfand er häufig, wenn der Heilige Geist zu seinem Herzen sprach. Eine kleine, leise Stimme sagte ihm, dass an diesem Ort bald Bindungen gebrochen werden würden. Er nickte dem Bäcker zu.

„Ich denke, dass ich wohl noch etwas warten muss, bis Sie so weit sind, meine Predigt hören zu wollen. Doch dies sind die letzten Tage, Gerhard. Wehe mir, wenn ich das Evangelium von Jesus Christus nicht predige. Sagen Sie mir: Gibt es Kranke hier im Dorf?“

„Kranke? Sind Sie denn auch Arzt?“

„Nein, ich bin Prediger. Aber ich stehe hier stellvertretend für den größten Arzt. Darf ich Sie etwas fragen, Gerhard? Wenn ich für jemanden bete, der krank ist, und Sie sehen, wie derjenige geheilt wird – glauben Sie dann, dass ich hierher gesandt worden bin, um das Evangelium zu verkündigen? Würden Sie mir dann zuhören?“

Der Bäcker nickte bedächtig und ein breites Grinsen zog langsam über sein Gesicht.

„Ja. Ja, dann würde ich Ihnen zuhören.“ Er wusste etwas, was Ludwig nicht ahnen konnte. Alle in Trunz wussten, dass es hier einen Menschen gab, der tatsächlich entsetzlich krank war. Gerhard grinste, weil er sich ausmalte, wie dieser einfältige Amerikaner das Dorf schon bald völlig niedergeschlagen verlassen würde. Er würde seine Evangeliumspredigt nicht über sich ergehen lassen müssen. „Es gibt hier wirklich einen Kranken“, sagte er, „jemanden, der sehr krank ist. Hören Sie mal.“ Er zeigte in Richtung Dorf und legte lauschend die Hände hinter seine Ohren.

Ludwig tat es ihm gleich. Zunächst vernahm er nichts außer dem Seufzen des Windes, der die Flügel der Windmühle über ihnen antrieb. Doch dann, nach ein paar Augenblicken, hörte er es:

„AaaaaaAAAAAAAArrgh!!“

Seine Nackenhaare stellten sich auf. Es war ein klagender, heulender Laut, das vom anderen Ende des Dorfes kam. Es klang wie etwas, was man in einer Neumondnacht im tiefsten Wald vermuten würde.

Sein erster, unüberlegter Impuls war, schnell wieder ins Auto zu springen und in ein anderes Dorf zu brausen. Womöglich war das Geräusch dämonischen Ursprungs. Doch er blieb standhaft und wies diesen Impuls geistlicher Feigheit unverzüglich zurück. Dieser Schrei konnte ja nichts anderes als die Stimme eines gequälten Menschen sein, eines kranken Mannes. Eines Mannes, der so leiden musste wie jemand auf einer Folterbank.

„Wer ist das?“

„Er heißt August Bonnke“, antwortete Gerhard bedächtig. „Er ist der Müllermeister. Ihm gehören die Windmühle und die Bäckerei. Außerdem ist er unser Dorfvorsteher hier in Trunz. Es ist ein großer Mann, der durch eine schmerzende Krankheit seit langem niedergestreckt wurde. Gicht oder schlimmes Rheuma oder irgendsoetwas. Niemand weiß genau, was es wirklich ist. Aber er leidet schon seit Jahren, und die Ärzte können nichts tun. Tag und Nacht schreit er vor Schmerzen.“

„AaaaaaAAAAAAAArrgh!“

Der markerschütternde Schrei erklang erneut, doch dieses Mal hörte Ludwig es mit Ohren der Barmherzigkeit. All der Schmerz, die Verzweiflung und die Wut, die der Schrei des Mannes dort im Haus am Ende des Dorfes ausdrückte, wurden durch den Heiligen Geist im Herzen des Reisenden übersetzt. Hier gab es eine Seele, die gefangen in den Klauen Satans lag – eine Seele, für deren Befreiung Christus gestorben war. Dies war ein verzweifelter Schrei nach Befreiung. Es war die Art Schrei, die selbst durch Stolz, Gleichmut oder deutsche Willenskraft nicht zurückgehalten werden konnte. Es war die Art Schrei,

der sich Gott niemals verschließen würde. Ludwig erkannte nun, dass Gott selbst dafür gesorgt hatte, dass er sich auf dem Weg nach Königsberg hierher verfuhr. In Trunz sollte es zu einer göttlich initiierten Begegnung kommen.

„Ich würde sehr gerne für diesen Herrn Bonnke beten“, sagte Ludwig. „Glauben Sie, dass er es mir erlauben würde?“

Der Bäcker zuckte mit den Schultern. Er wandte sich an den Jungen, der immer noch fasziniert das Automobil betrachtete. „Hermann, komm mal her.“

Der Angesprochene hob sein Fahrrad auf und kam auf die beiden Männer zu. „Ja, Gerhard?“

„Hermann, sag deinem Vater, dass hier ein Prediger ist, der für ihn beten will.“

Verlegen blickte Hermann von einem zum anderen, offensichtlich überrascht. Er verstand nicht so recht, was dies bedeuten sollte. Der Bäcker wandte sich wieder an Ludwig: „Was für einen Prediger sollen wir denn anmelden, Pastor Graf? Evangelisch? Katholisch? Irgendetwas anderes?“

Ludwig dachte kurz nach. „Haben Sie von der Azusa Street gehört? Von der Erweckung in Amerika? In Los Angeles?“

Gerhard und der junge Mann schüttelten die Köpfe. Etwas Derartiges war ihnen noch nie zu Ohren gekommen.

„Ach, spielt auch keine Rolle. Sagen Sie Herrn Bonnke, ich sei ein Mann, der vom Heiligen Geist erfüllt ist. Wenn ich mit ihm bete, wird das nicht so sein, als würde ein Pfarrer mit ihm beten. Ich werde in der Kraft des Heiligen Geistes beten und sein Körper wird geheilt werden. Sagen Sie ihm das.“

Der Bäcker nickte Hermann zu, dass er gehen und seinem Vater diese Dinge ausrichten solle. Der Junge sprang auf sein Fahrrad und fuhr eilig in Richtung des Hauses am anderen Ende des Dorfes davon.

DIESER JUNGE MANN AUF DEM FAHRRAD war mein Vater Hermann Bonnke, damals gerade 17 Jahre alt. Der kranke Mann, August Bonnke, war mein Großvater.

Die Familie Bonnke lebte in Ostpreußen, in jener vom Rest Deutschlands abgetrennten Enklave, die während der internationalen Verhandlungen nach dem Ende des Ersten Weltkrieges entstanden war. Durch den Polnischen Korridor künstlich von Deutschland abgeschnitten, grenzte Ostpreußen im Norden an die baltischen Staaten und im Osten an das russische Reich. Heute existiert es nicht mehr. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Deutschen bei so genannten ethnischen Säuberungen aus diesem Gebiet vertrieben.

In diesem abgelegenen, kalten und feuchten Waldgebiet sollte im Jahr 1922 die Flamme des Heiligen Geistes weitergereicht werden. Ludwig Graf trug dieses Feuer nach Ostpreußen, das Feuer von Pfingsten, das Feuer, das einmal mein Leben verzehren sollte.

Vorschau

Vorschau

Kapitel 4

LUDWIG GRAF BETRAT DEN HAUSHALT August Bonnkes so wie eine hell leuchtende Fackel in eine düstere Höhle kommt. Wie Spinnweben wischte er alle religiösen Zweifel und Bedenken beiseite und trat kühn an das Bett, in dem der Müllermeister, der „beste Mann in Trunz“, in seinen Qualen lag. Ludwig proklamierte Befreiung für die Gebundenen, Heilung für die Kranken und Errettung für die Sünder in ihrer Not – ob nun evangelisch oder von anderer Konfession.

Er erklärte, dass der Heilige Geist ausgegossen wurde, um die unvergleichliche Kraft Gottes sichtbar zu machen, die Kraft, durch die alles neu werden kann. Göttliche Wunder und Heilungen waren Zeichen, die die Verkündigung des Evangeliums als wahr bestätigen. Er ergriff die Hand des kranken Mannes und befahl, dass er im Namen Jesu aufstehen und geheilt sein solle.

August spürte, wie ein Stoß himmlischer Energie durch seinen ganzen Körper flutete und sprang unverzüglich von seinem Lager auf. Zitternd stand er da und fühlte sich wie ein Gefangener, der miterlebt, wie die Mauern des ihn umgebenden Gefängnisses in sich zusammenstürzen. Er betrachtete seine Arme und Beine, als seien von einem Augenblick zum anderen eiserne Fesseln von ihnen gelöst worden. Er betastete seine noch vor Minuten geschwollenen Gelenke; sie befanden sich in einem jugendlichen und geschmeidigen Zustand. Maria, seine Frau, die den Bettlägerigen viele Jahre aufopfernd gepflegt hatte, begann zu weinen.

Er begann zu laufen, zu rennen, dann zu springen und dann vor Begeisterung laut und ungeniert zu jubeln. Er nahm seine Frau und umarmte sie, während die Tränen ungehindert über sein Gesicht strömten. Noch vor Minuten war er nicht in der Lage gewesen, auch nur die leiseste Berührung seiner Haut zu ertragen ... jetzt war er von jeglichem Schmerz befreit. Er war frei, absolut frei. Er konnte sein Leben wieder aufnehmen. Und das tat er auch! Für den Mann, der durch die schmerzende und quälende Krankheit so viele Jahre ans Bett gebunden war, begann nun ein neues Leben voller Gesundheit und Vitalität. Niemals wieder würde August Bonnke derselbe sein, und bis zu seinem Tod versäumte er es nie, den Menschen zu berichten, was Gott an jenem Tag in Trunz für ihn Großes getan hatte.

IM JAHR 1922 ERLEBTE LUDWIG GRAF nicht die große Ernte, die er sich nach der dramatischen Heilung von August Bonnke erhofft hatte. Deutschland war ein geistlich harter und saurer Ackerboden. Nur zwei Menschen nahmen an jenem Tag Christus als ihren Herrn und Erlöser an, August und seine dankbare Frau Marie. Ludwig leitete sie in das Übergabegebet, legte seine Hände segnend auf sie und sogleich empfangen beide die Gabe des Heiligen Geistes mit dem Geschenk der Sprachenrede. Die Pfingstfackel war weitergereicht worden.

Zwei Jahre später wurde Ludwig Graf zu evangelistischen Veranstaltungen der Pfingstgemeinde im nahegelegenen Königsberg eingeladen. Meine Großeltern fuhren von Trunz aus treu zu den Versammlungen, die über einen Zeitraum von vier Monaten stattfanden. Die Besucherzahlen wuchsen stetig an, so dass die Gemeinderäume bald zu klein wurden. Eine Stadthalle wurde gemietet, in der 800 Menschen Platz fanden, doch schon bald musste man in eine noch größere Halle auf dem Ausstellungsgelände wechseln, die 2.000 Besucher fassen konnte. Während dieser Versammlungen in Königsberg wurden alles in allem 4.000 kostbare Seelen errettet. Für damalige Zeiten war das eine außergewöhnlich große Ernte.

Ein lebenslanger Freund unserer Familie, Hermann Dittert, war seinerzeit ebenfalls bei den Versammlungen anwesend. Er schrieb später über diese Zeit einen bemerkenswerten Satz: „Ludwig Graf war ein evangelistischer Rasenmäher.“

Erst kürzlich entdeckte ich dieses Zitat, und ich finde es faszinierend, die Bezeichnung „Rasenmäher“ mit dem Begriff zu vergleichen, den wir zu verwenden begannen, als unsere Evangelisationen in Afrika so groß wurden, dass man sie nicht mehr in Stadien abhalten konnte. Auf weiten, freien Flächen durften wir erleben, wie über 100.000 Besucher zu unseren Treffen zusammenströmten. Innerhalb weniger Jahre zählten wir Millionen Menschen, die sich zu Jesus bekehrten. Ich konnte sehen, dass ein evangelistischer Paradigmenwechsel stattgefunden hatte und wir ohne Übertreibung sagen durften: „Wir sind in das Zeitalter des Mähdreschers eingetreten.“

Wenn ich über den Unterschied zwischen einem Rasenmäher und einem Mähdrescher nachdenke, dann symbolisieren meiner Meinung nach diese beiden Geräte sehr treffend den Unterschied zwischen dem Zeitalter des Ludwig Graf und dem des Reinhard Bonnke. In den 1920ern wurde der Rasenmäher zum

weit verbreiteten Gebrauchsgegenstand. In den Jahrzehnten danach wurde der Mähdrescher entwickelt, um den gewaltigen landwirtschaftlichen Aufgaben unserer Zeit gerecht werden zu können. Diese beiden Geräte weisen auch auf den unterschiedlichen Glaubenshorizont hin. In den 1920ern war die Pfingstbewegung in Deutschland eine so kleine Randerscheinung des religiösen Lebens, dass sie das Erntefeld, in das sie gestellt war, lediglich wie einen Rasen zu sehen wagte, der gemäht werden sollte. Heute wagt es mein Team, sich auszumalen, dass ein ganzer Kontinent für unseren auferstandenen Herrn geerntet werden kann, denn mit ihm ist nichts unmöglich.



Hermann und Meta
verlobten sich 1932

Eine gewaltige Autobahn ist aus dem engen und schmalen Pfad geworden, auf dem die Pioniere damals als Erste das helle Licht der Pfingstfackel weitertrugen. Die Vorgehensweise, wie Ludwig Graf das Feuer Gottes in Trunz zu den Menschen brachte, wurde zwei Generationen später auch zu einem Muster für mein Leben und meinen Dienst.

Die Versammlung der pfingstlichen Gläubigen in Königsberg bildete mit ihrer offenen und herzlichen Gemeinschaft den guten Nährboden, auf dem der Glaube meiner Großeltern und später meiner Eltern Hermann und Meta Bonnke wachsen und gedeihen konnte.

Nur zwei Jahre nach den erfolgreichen Versammlungen in Königsberg empfand Ludwig in seinem Geist, dass er sich, damals gerade 65 Jahre alt, von allen Verpflichtungen als Redner und Evangelist zurückziehen sollte. Die Dauer seiner evangelistischen Tätigkeit war sehr kurz gewesen, gerade einmal vier Jahre.

Ich muss gestehen: Das ist und bleibt mir unerklärlich. Ich kann mich darin jedenfalls nicht wiederfinden. Ich feierte bereits mein 50-jähriges Dienstjubiläum und predige das Evangelium mit mehr Feuer als jemals zuvor. Ich kann mir keinen Ruhestand vorstellen. Doch Ludwig Graf tat 1926 diesen Schritt und der evangelistische Rasenmäher verstummte.

Neun Jahre später gelangte inmitten jenes wirtschaftlichen und politischen Chaos, das sich Deutschland nannte, ein Mann namens Adolf Hitler an die Macht. Während die Welt in die Schrecken des Zweiten Weltkrieges und den Holocaust hineintaumelte, wurde Ludwig Graf im Alter von 74 Jahren in die Ewigkeit heimgerufen.

Vorschau

Teil 2

Aus Deutschland heraus

*Nun leg ich mich zum Schläfe nieder.
Meine Seele, oh Herr, bewahre wieder.
Und wenn ich vor dem Aufwachen sterben sollte,
so bitte ich dich, lieber Herr,
bewahre Mutti und Papa, meine Brüder
und meine kleine Schwester Felicitas.
Und mich auch.
Amen.*

Vorschau

Kapitel 5

AUS DEM FRIEDEN UND DER SICHERHEIT meiner ersten Kindheitsjahre wurde unsere Familie jäh durch plötzliche Wellen von Bedrängnis und Zerstörung herausgerissen. Es geschah 1945 in dem ostpreußischen Militärlager Stablack. Der Zweite Weltkrieg neigte sich in einem flammenden Inferno seinem Ende zu, Hitlers Armeen brachen zusehends zusammen.

Meine behagliche Kindheit zersplitterte beim Heulen der Granatenangriffe, dem Dröhnen russischer Kampfflugzeuge und den Detonationen abgeworfener Bomben. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was da um mich herum geschah, rannte zum Fenster und sah hinaus. Der Nachthimmel glühte und loderte im Schein brennender Gebäude. Meinem 5-jährigen Verstand schienen die Flammen nicht bedrohlicher zu sein als die Glut im Kamin, nicht gefährlicher als Kerzen, die sich in unserem Fenster widerspiegelten. Das Licht der Suchscheinwerfer strahlte bis zu den Wolken empor, Leuchtspurgeschosse jagten laut aufheulend den schwarzen Flugzeugsilhouetten am Himmel entgegen.

Meine Mutter Meta versammelte ihre sechs Kinder um sich herum und begann zu beten. Wir drängten uns um sie, ich kuschelte mich mit Martin zusammen, mit seinen elf Jahren dem Ältesten von uns Geschwistern, mit dem neunjährigen Gerhard, und den Zwillingen Jürgen und Peter, sechs Jahre alt. Meine Mutter hielt die kleine Felicitas auf dem Schoß, sie war noch nicht ganz drei Jahre alt.

Plötzlich flog krachend die Tür auf. Ein Soldat stand im Eingang. Es war ein Infanterist, den mein Vater Hermann Bonnke, Offizier bei der deutschen Wehrmacht, zu uns gesandt hatte.



Familie Bonnke 1941

„Warum sind Sie noch hier, Meta?“, brüllte er. „Es kann bereits zu spät sein. Hermann sagt, Sie sollen die Kinder nehmen und sofort fliehen! Jetzt! Rennen Sie davon, auf der Stelle! Flüchten Sie, es geht um Ihr Leben und das der Kinder!“

Unsere Mutter saß auf dem Hocker ihres geliebten Harmoniums, die Arme um uns geschlungen. Die Worte trafen sie wie ein Hieb. Sie wusste, dass sie zu lange gezögert hatte. Tag für Tag hatte sie sehnsüchtig darauf gewartet, noch einmal ihren geliebten Hermann sehen zu können. Sie hatte das scheinbar sichere Nest dort im Militärlager von Stablack nicht verlassen wollen, das Zuhause, das sie gemeinsam geschaffen hatten. Sie wollte einfach nicht wahrhaben, dass das Ende für Deutschland tatsächlich so greifbar nahe sein sollte. Gegen jeden guten Rat hatte sie, trotz der täglich größer werdenden Gefahr, immer weiter gewartet. Und nun dies.

„Ja, sagen Sie Hermann, dass wir jetzt aufbrechen werden“, antwortete sie voller Schmerz und nickte dem Soldaten zu.

Der drehte sich um und verschwand in die unheimlich flackernde Nacht hinaus, die Türe blieb einen Spalt weit offen stehen.

„Lieber Herr Jesus, bitte bewahre uns“, flüsterte meine Mutter.

BEREITS EINIGE TAGE ZUVOR hatte Hermann Bonnke seiner Frau, als die Kinder außer Hörweite waren, unter vier Augen mitgeteilt, dass der Krieg verloren sei. „Der Zweite Weltkrieg wird für Deutschland genauso entsetzlich enden wie der Erste. Die Alliierten rücken von Westen her unaufhaltsam vor. Hier im Osten ist Stablack umzingelt. Wir werden bis zuletzt kämpfen, doch Russland hat eine übermächtige Armee aufgeboden, und glaube mir, sie werden siegen. Wir wissen nicht, wann sie uns angreifen werden, aber es kann jeden Tag so weit sein.“

Er sagte ihr, dass er von jetzt an bei seinen Truppen bleiben müsste und dass es gut möglich sei, dass er die Garnison gar nicht mehr verlassen konnte, bevor das Ende kam. Die Armee würde die Position halten, um den Zivilisten die Flucht zu ermöglichen. Wenn alles verloren wäre, so hatten sie Befehl erhalten, sollten sie sich im Westen den Briten oder Franzosen ergeben, anstatt in die Hände der verhassten Sowjets zu fallen.

Er hatte Mutter beauftragt, für alle Kinder Rucksäcke zu nähen, in denen jeder von uns Verpflegung und Kleidung mit sich tragen konnte. Die Rucksäcke sollten fertig gepackt bereitstehen, damit wir jederzeit die Flucht ergreifen

konnten. Der Frühling hatte noch nicht begonnen und die Temperaturen lagen sowohl tagsüber als auch nachts noch deutlich unter Null.

„Du musst die Straße nach Königsberg nehmen und von dort nach Süden gehen. Die Straße nach Danzig ist blockiert. Du musst über das Haff. Einen anderen Weg gibt es nicht.“

Das Haff ist eine Bucht der Ostsee, die zu jener Zeit zugefroren und für Fuhrwerke befahrbar war. Obwohl es bereits Februar war, überquerten zahlreiche verzweifelte Flüchtlinge noch immer das schmelzende Eis, um nach Danzig zu gelangen.

Die Eltern meiner Mutter, Ernst und Minna Scheffler, lebten in Danzig. Sie waren kurz nach Ausbruch des Krieges dorthin gezogen. Die Stadt an der südwestlichen Grenze Ostpreußens war eine deutsche Festung mit einem eisfreien Ostseehafen.

Hermann wusste, dass das deutsche Oberkommando eine Rettungsaktion mit dem Codenamen *Hannibal* begonnen hatte.¹ Militärangehörige mit Schlüsselfunktionen und Zivilisten wurden aus Danzig evakuiert. Das neu erbaute Passagierschiff *Wilhelm Gustloff* lag im Hafen bereit und wurde für die Fahrt nach Kiel beladen.

„Das ist die größte Chance zu entkommen“, sagte er zu seiner Frau. „Wenn ihr es bis Danzig schafft, kann dein Vater die Überfahrt für euch buchen.“

Bevor er an jenem Morgen zur Truppe zurückkehrte, nahm mein Vater die Hände meiner Mutter in die seinen und gemeinsam beteten sie für unser aller Sicherheit. Immer wieder hörten wir ihn auch in Zungen beten, er schüttete Gott in dieser verzweifelten Stunde sein Herz aus. Dann umarmten sie einander lange und verabschiedeten sich unter Tränen. Mutter wusste, dass wir unseren Vater vielleicht niemals wiedersehen würden.

NICHT NUR FÜR JEDEN VON UNS JUNGS hatte Mutter Rucksäcke genäht, sondern auch für die Kinder unserer Nachbarn. Als der russische Angriff nun unmittelbar bevorstand, fragte sie in aller Eile die Nachbarn, ob sie sich uns anschließen wollten. Es sei an der Zeit, auf die lange Reise zum Haus der Großeltern nach Danzig zu gehen, erklärte sie.

Wie die meisten Deutschen besaßen wir kein Auto. Wir mussten zur Straße wandern und darauf hoffen, vielleicht einen Platz auf dem Wagen eines Bauern zu ergattern. Unsere kleine Flüchtlingsgruppe bestand aus zwei Müttern und elf Kindern. Die Dunkelheit der Nacht war noch nicht gewichen als wir aufbrachen. Man kann sich die Ängste kaum ausmalen, mit denen die beiden Frauen auf dieser Reise zu kämpfen hatten. Doch uns Jungen kam es zunächst wie ein spannendes Abenteuer vor, wie eine winterliche Vergnügungsfahrt.

Wir beeilten uns, die Hauptstraße zu erreichen. Schon von Weitem konnten wir erkennen, dass die Straße mit Wagen und Tausenden von Fußgängern überflutet war, alles strömte nach Westen in Richtung Königsberg. Wir reiheten uns in diesen traurigen Strom mit ein.

Felicitas wurde bald müde und begann zu weinen, so dass Mutter sie in eine Decke wickelte und trug. In der Dunkelheit konnten wir keinen Bauernwagen finden, der Platz für unsere ganze Gruppe geboten hätte, so liefen wir zu Fuß weiter, bis das Tageslicht fahl anbrach.

Uns Jungen wurde schnell klar, dass wir es nicht mit einer lustigen Fahrt auf einem sommerlichen Heuwagen zu tun hatten. Ringsum unterhielten sich die Flüchtlinge über Kriegsgräuelpanzer folgten uns auf der Straße und überfuhren Menschen. Soldaten erschossen wahllos Frauen und Kinder.

„Und das sind die, die noch Glück haben“, sagte ein alter Bauer erbittert und schüttelte den Kopf, während wir unsere Schritte beschleunigten. Doch was war das? Auf der Straße hinter uns wurde das Motordröhnen eines herannahenden Fahrzeuges laut. Mutter schrie uns zu, dass wir in den Graben rennen sollten. Alle Menschen flohen von der Fahrbahn.

Es war jedoch kein russischer Panzer. Ein deutscher Militärlastwagen raste an uns vorbei, beladen mit Soldaten, die von der Front kamen. Sie flohen an uns vorbei, um ihr Leben zu retten, jeder musste für sich selbst zurechtkommen.

„Wo sind die Russen?“ brüllte ein Flüchtling, als der Lastwagen vorbeidonnerte. Ein Soldat rief: „Sie haben Stablack eingenommen. Flieht in die Wälder, versteckt euch!“

„Wir können nicht mit den Kindern durch den Wald“, sagte meine Mutter und sah ihre verängstigte Nachbarin und Freundin an. „Und ein Bauernwagen kann es mit dem Tempo eines Panzers sowieso nicht aufnehmen. Was sollen wir tun?“

Ein weiterer Lastwagen kam vorbei, dann noch einer. Meine Mutter war zutiefst bekümmert, dass sie sich mit uns nicht früher auf den Weg gemacht hatte. Sie erkannte jetzt, dass sie durch ihr Abwarten bis zur letzten Minute die Gefahr für uns alle deutlich erhöht hatte. Überall herrschte das blanke Chaos. Ihre größte Sorge galt der Gefahr, von einem russischen Panzer überrollt oder den feindlichen Soldaten erschossen zu werden.

„Der nächste deutsche Militärtransporter wird anhalten und uns und die Kinder mitnehmen“, sagte sie entschlossen. „Sie werden sehen, dass ich eine deutsche Mutter bin. Sie müssen Mitleid haben.“

Als sich der nächste Lastwagen näherte, stellte sich meine Mutter auf die Straße und winkte dem Fahrer zu. Das Fahrzeug fuhr einen Bogen, um ihr auszuweichen, doch sie sprang ihm in den Weg und der Lastwagen kam schlingelnd auf dem matschigen Boden zum Stehen. Der Fahrer fluchte aufgebracht.

„Wir haben Kinder! Sie müssen uns mitnehmen!“, schrie sie.

„Frau, dieses Fahrzeug ist schon völlig überladen. Ich kann niemanden mehr mitnehmen.“

Damit fuhr der Soldat wieder an und ließ uns zusammengekauert am Straßenrand zurück.

„Jemand wird anhalten“, erklärte meine Mutter mit Bestimmtheit. „Lieber Jesus, bewege die Herzen dieser Männer, damit sie uns in Sicherheit bringen.“

Sie versuchte, den nächsten und den übernächsten Militärlastwagen anzuhalten. Doch diese bremsen in ihrem panischen Versuch, das eigene Leben zu retten, noch nicht einmal ab. Wir wurden von den vorbeirasenden Reifen mit Matsch vollgespritzt.

Während wir weitergingen, entwickelte Mutter einen neuen Plan. Unsere Nachbarin sollte sich mit uns Kindern einige Meter hinter ihr halten. Sie würde versuchen, ein weiteres Fahrzeug zum Stehen zu bringen und den Fahrer in ein Gespräch zu verwickeln. Ohne die Antwort abzuwarten, sollte unsere Nachbarin uns Kinder eines nach dem anderen auf die Ladefläche werfen. Wie elf Kartoffelsäcke würden wir irgendwo zwischen den Soldaten landen. Dann würden die beiden Frauen die Soldaten anbetteln, noch etwas Platz auch für die Mütter zu schaffen – in der Hoffnung, dass sich die Soldaten nicht selbst um die Kinder kümmern wollten.

Dieser Plan funktionierte. Als wir erst einmal auf der Ladefläche waren, schafften die Soldaten Platz für uns, wo es vorher keinen gegeben hatte. Es gab nur Stehplätze, aber sie drängten sich enger aneinander und schufen in ihrer Mitte einen kleinen Kreis für uns, dann zogen sie schließlich auch die beiden Mütter herauf und stellten sie neben uns.

Der Motor heulte auf und das Fahrzeug rollte weiter dem Hauff entgegen. Mutter schluchzte und umarmte uns, sie bedankte sich immer wieder bei den Soldaten. Doch die weigerten sich, sie auch nur anzuschauen. Die stolze deutsche Wehrmacht hatte bei der Verteidigung des Heimatlandes versagt. Alles war verloren und nun musste jeder für sein eigenes Überleben sorgen. Die Augen der Männer blickten ständig nach links und rechts und suchten nach Anzeichen russischer Truppen in der Nähe.

Und tatsächlich, schon kurze Zeit später schrien die Männer auf und begannen mit den Fäusten gegen die Fahrerkabine zu trommeln. Jemand hatte ein Flugzeug im Anflug entdeckt. Der Lastwagen kam schlingierend zum Stehen und alle Insassen rannten wie aufgeschreckte Ameisen in ein nahegelegenes Wäldchen davon, um dort Deckung zu suchen. Alle, außer uns.

Mutter hielt Felicitas und ihre Söhne fest, als das feindliche Kampfflugzeug im Tiefflug über den Lastwagen donnerte und dann einen Bogen in den Himmel hinaufflog, um in die richtige Position für einen Bombenangriff zu gelangen. Uns blieb keine Zeit, um auch noch vom Transporter zu springen und bei den Soldaten Schutz zu suchen. Wir waren so gut wie tot, ein sicheres Abschussziel.

Mutter barg uns unter sich, wie eine Henne ihre Küken unter die Flügel nimmt. Sie breitete ihren weiten Mantel über uns aus und begann laut zu beten.

„Vater im Himmel, beschütze diese Kinder. Sie gehören dir. Bewahre sie im Namen Jesu. Sende uns deine Engel als Schutzschild. Bewahre uns alle. Lass keine gegen uns gerichtete Waffe siegreich sein.“

Sie betete auch weiter, als das Pfeifen der Schrapnell-Geschosse, die schneller als der Schall dahinjagten, die Luft um uns füllte. Unmittelbar darauf war das Brüllen der Bordkanonen so gewaltig, dass es jedes andere Geräusch und jeden Gedanken erstickte.

Der Lastwagen bebte und wackelte, als sich die Munition in die Straße bohrte. *Rumms – Rumms – Rumms!* – Bomben schlugen in ungeheuer schneller Folge ringsum in den Boden ein. Durch die Explosionen regnete Erde auf uns herab, während das Flugzeug nach Osten abdrehte, in die Richtung, aus der es gekommen war. Aus dem Wäldchen, in dem die Soldaten sich versteckt hatten, hörten wir Schüsse aus Handfeuerwaffen. In der Ferne verlor sich der Motorenlärm des Flugzeuges. Der Lastwagen hatte keinen Treffer abbekommen, keinen einzigen.

Wir schauten auf. Mutter schüttelte die Erdklumpen von ihrem Mantel. „Danke, Jesus!“, flüsterte sie, „Danke!“

Als die Soldaten wieder aufstiegen, waren sie tief beschämt. Niemand hatte sich um die Sicherheit der Frauen und Kinder gekümmert. Als erfahrene Kämpfer waren sie sich sicher gewesen, dass nichts von uns übrig bleiben würde, während sie sich im Schutz der Bäume verbargen – weder vom Lastwagen noch von den Flüchtlingen. Doch nach diesem Vorfall waren sie verändert. Wir waren zur geschätzten Fracht geworden. Sie gaben sich nun die größte Mühe, sich um uns zu kümmern.

Es wurde wieder dunkel, doch wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Erst kurz vor dem Morgengrauen hielten wir in einem Waldgebiet in der Nähe des Haffs an. Hunderte von Familien kauerten sich zwischen den Bäumen um Lagerfeuer herum. Die Soldaten trugen uns Kinder in den Wald und rieten uns, ein Feuer anzuzünden. Da der Morgen bereits dämmerte, wagten sie nicht mehr aufs Eis

hinauszufahren. Die Russen, so erzählten sie, flogen von ihren Positionen um Königsberg aus gezielte Bombenangriffe gegen die Flüchtlinge auf dem Haff.

Ich war froh, meine Beine bewegen zu können. Das Sammeln von Feuerholz zwischen den Baumstämmen kam mir gerade recht. Ich eilte auf der Suche nach Holzstücken, die man zum Brennen bringen konnte, hierhin und dorthin. Die anderen Familien hatten jedoch bereits ganze Arbeit geleistet. Es lagen keine geeigneten Äste herum. So drang ich immer tiefer in den Wald ein und suchte sorgsam den Boden ab.

Plötzlich blickte ich auf und stellte fest, dass ich keine Ahnung mehr hatte, wo ich mich befand. Ich rannte zur nächsten Flüchtlingsgruppe: „Habt ihr meine Mutti gesehen?“

„Nein.“

Ich eilte zur nächsten Gruppe, und immer weiter. Ich rannte von Feuerstelle zu Feuerstelle, doch niemand kannte mich oder meine Mutter. Ich traf nur auf Fremde. „Meine Mutti heißt Meta“, schluchzte ich.

Da rief eine Stimme: „Hier ist Meta!“ Ich eilte in die Richtung, aus der sie kam. Ein Mann deutete auf eine Frau, die ich nicht kannte und sagte: „Das hier ist Meta.“

Ich weinte: „Nein!“ und taumelte weiter.

Unvermittelt war ich aus meinem behüteten Leben in Stablack herausgerissen worden und fand mich verloren in einer gefährlichen Welt voller Fremder wieder. Alles, was Trost und Zuhause bedeutet hatte, war mir an einem einzigen furchtbaren Tag geraubt worden. Ich begann zu weinen wie eine Luftschuttsirene.

Eine freundliche Frau kam auf mich zu und fragte, ob sie mir helfen könne. Schluchzend erklärte ich ihr, dass ich nach Feuerholz gesucht hatte und nun meine Mutter nicht mehr finden konnte. Sie nahm mich auf den Arm und ging mit mir von Gruppe zu Gruppe, bis ich schließlich von Weitem meine Mutter Meta mit besorgter Miene nach mir suchen sah.

Ich sprang der Frau vom Arm und rannte auf sie zu. Ich bedankte mich noch nicht einmal bei der hilfsbereiten Frau. Meine Mutter schloss mich fest in ihre Arme. Mein Herz raste vor Erleichterung, ich konnte mich kaum beruhigen. Meine Mutter hatte eine eigentümliche Angewohnheit, die ihrem Erziehungsstil entsprach. Sie pflegte ihre Kinder nur einmal jährlich zu umarmen, und zwar am jeweiligen Geburtstag. Aus diesem Grunde waren ihre Umarmungen außerordentlich kostbar. Das Gute an diesem Vorfall war, dass ich auf diese Weise eine Sonderumarmung von ihr erhielt. Es fühlte sich ungeheuer gut an.

Als der Himmel heller wurde, legten die Nachbarin und meine Mutter ihre elf Kinder auf den Gepäckstücken um das Feuer herum zur Ruhe. Während wir in unruhigen Schlaf fielen, hörten wir ihre Gebete um eine sichere und schnelle Überquerung des Eises für uns alle.

Plötzlich rissen uns die Soldaten aus dem Schlaf. Eilig luden sie uns und unsere Habseligkeiten auf die Pritsche des Lastwagens. Wir verstanden es zunächst nicht, doch Gott hatte die Gebeterhörung bereits geschickt. Während der Lkw den Hang zum Haff hinunterrumpelte, zog eine niedrige Wolkendecke von der Ostsee heran. Schon bald waren wir in das dichteste segensreichste Weiß eingehüllt, das man sich vorstellen konnte. Nebel – er war wie eine göttliche Decke über uns, die uns vor den Bomben und Kugeln der russischen Kampfflugzeuge verbarg.

Auf dem Eis musste der Fahrer den Transporter langsam und vorsichtig steuern. Der Winter ging bereits zu Ende und überall standen schon Pfützen auf der Eisfläche. Wasser spritzte von den Reifen hoch. Einige Male geriet das Fahrzeug fast unkontrollierbar ins Schleudern, manchmal stöhnte und knackte das Eis bedrohlich unter den Rädern. Normalerweise war es im Februar zu spät, um mit einem Fahrzeug aufs Eis hinauszufahren. Doch die Verzweiflung und die lebensrettende Nebeldecke trieben uns voran.

Gelegentlich konnte man in den geisterhaften Nebelschwaden dunkle Löcher im Eis erkennen, wo Bomben eingeschlagen waren. Leichen trieben dort im düsteren Wasser. Tausende hatten ihr Leben verloren, als sie vor uns über das Haff fliehen wollten. Doch wir erreichten in wunderbarer Sicherheit das andere Ufer.

In Danzig trennten wir uns von unseren Nachbarn und kurz darauf klopfte Meta, alle sechs Bonnke-Kinder um sich geschart, an die Wohnungstür unserer Großeltern Scheffler im zweiten Stock eines Mietshauses. Es war ein tränenreiches Wiedersehen. Die jüngere Schwester meiner Mutter, meine Tante Eva, war ebenfalls dort. Das Erste, was meine Mutter wissen wollte, war, ob es neue Nachrichten aus Stablack oder über den Verbleib unseres Vaters gab. Doch die Kommunikationswege waren völlig zusammengebrochen, niemand konnte ihr Auskunft geben.

Danzig war seit Tagen von der russischen Luftwaffe bombardiert worden. Als das Wetter wieder klarer wurde, begannen die Angriffe von Neuem. Wir sahen Gebäude in Flammen aufgehen, während Flugzeuge und Artillerie die Stadt ohne Rücksicht auf Verluste unter Beschuss nahmen. Von der Wohnung unserer Großeltern aus konnten wir Tag für Tag Rauchsäulen um uns aufsteigen sehen.

Kurz darauf vernahmen wir die furchtbare Nachricht, dass die russische Luftwaffe, sobald sich der Nebel auflöste, das Eis im Haff vollständig zerbombt hatte. Dieser Fluchtweg blieb allen Deutschen, die noch zwischen Königsberg und Danzig festsaßen, nun verwehrt.

„O Gott, bitte zeige Hermann einen Weg, wie er da herauskommen kann“, betete Mutter, „Lass ihn nicht dort draußen in Gefangenschaft geraten.“

„Und was ist mit Opa August und Oma Marie?“, weinte mein Bruder Martin, „sie sind noch in Trunz.“

Meine Mutter antwortete: „Wir wissen nicht wirklich, wo sie genau sind. Doch wir wollen auch für ihre Bewahrung beten.“

Unser Großvater Ernst war außerordentlich besorgt. Er wollte uns so schnell wie möglich aus der Stadt herausschaffen, damit wir nicht in die Hände des Feindes fielen. Als der Krieg begann, hatte er seine ländliche Schafzucht in der Nähe der litauischen Grenze verlassen, um in Danzig eine Arbeitsstelle in einer Wollfabrik anzunehmen. Er war entschlossen, bis zum Ende dort zu bleiben, aber für seine Frau und erst recht für seine Töchter und Enkelkinder war Danzig kein sicherer Ort mehr. Täglich ging er trotz des Bombardements zum

Hafen, um in dem Gedränge der Menschenmassen nach einer Schiffspassage für uns Ausschau zu halten.

„Was ist mit der *Wilhelm Gustloff*?“, fragte meine Mutter. „Hermann meinte, dass wir auf diesem Schiff eine sichere Überfahrt haben würden.“

Großvater antwortete nicht. Er blickte starr vor sich hin, doch sein Gesicht verriet, dass er sehr erregt war. „Das Schiff ist bereits abgefahren“, sagte er endlich mit heiserer Stimme.

Meine Mutter nahm an, dass er aufgebracht war, weil die *Wilhelm Gustloff* ohne uns abgelegt hatte.

Doch seine Frau Minna wusste, dass er aus einem anderen Grund erschüttert war. Sie konnte ihren Kummer nicht mehr für sich behalten und brach in Tränen aus: „Erzähl ihnen alles, Ernst.“

„Was soll er uns erzählen?“, fragte Mutter.

„Ein russisches U-Boot hat die *Wilhelm Gustloff* versenkt.“

Plötzlich wurde die akute Gefahr, in der wir uns befanden, noch viel greifbarer. Aus Stablack waren wir entkommen, aber würden wir auch aus Danzig fliehen können?

„Gab es Überlebende?“

„Auf dem Schiff waren 10.600 Menschen. Fast 9.000 davon Flüchtlinge, der Rest Soldaten. Die meisten sind im eisigen Wasser ums Leben gekommen.“

Meine Mutter sah Großmutter an. „Dann müssen wir beten. Wir müssen beten, dass Gott Papa leitet, damit er das richtige Schiff für uns alle findet.“

„Ich werde nach einem Schiff Ausschau halten, auf dem keine Soldaten sind“, sagte er bitter. „Eines, das nicht nach Deutschland fährt.“

Still dachte meine Mutter eine Weile nach. Konnte es sein, dass nichts anderes als göttliche Fürsorge darin gelegen hatte, dass sie so lange mit der Abreise aus Stablack gezögert hatte, selbst unter dem Druck der russischen Invasion? Was wäre, wenn wir rechtzeitig in Danzig angekommen wären, um auf der *Wilhelm Gustloff* weiter in den Westen zu fliehen? Wir würden alle auf dem Grund der Ostsee liegen.

Am 17. März wurde die Stadt noch immer bombardiert. Schon vor über einem Monat hatten wir unser Zuhause verlassen, und die russischen Truppen waren im ganzen Land unaufhaltsam vorgedrungen. Doch an jenem Tag Mitte März kam Großvater mit guten Nachrichten nach Hause. Als er am Hafen war, hatte gerade ein alter Kohlefrachter angelegt. Er hatte bei den Offizieren vorgesprochen und die Genehmigung erhalten, dass wir am nächsten Morgen in Richtung Kopenhagen mitfahren durften. Aber wir würden früh aufbrechen müssen.

Nach seiner Einschätzung war dies unter den gegebenen Umständen ein sehr gutes Schiff. Es war kein Militärtransport und auch der Zielhafen deutete auf eine vermutlich ungestörte Überfahrt hin. Dänemark hatte unter der deutschen Besatzung weniger als andere Länder gelitten, so dass es zum Ende des Krieges der bestmögliche Platz für uns zu sein schien.

In jener Nacht fasteten, wachten und beteten Minna, Eva und Meta. Obwohl unser Großvater sein Bestmögliches getan hatte, waren sie zaghaft und voller Furcht. Sie wollten von Gott hören, was er über die Schiffsreise sagte.

Meine Großmutter Minna stand auf und ergriff eine kleine Schachtel, die auf dem Kaminsims lag. In dem Karton lagen Hunderte von Kärtchen, auf denen Bibelverse zum Auswendiglernen standen. Sie nahm den Deckel ab, hielt Meta die Schachtel hin und bat sie, eine Karte als Losung für die Reise herauszunehmen. Sie war sich sicher, dass auf der Karte ein Wort des Herrn für uns stand, ein Wort, das uns sagen würde, ob wir dieses Schiff nehmen oder auf ein anderes warten sollten.

Meine Mutter griff in den Karton und reichte die Karte unserer Großmutter.

„*Jesaja 43,16*“, begann Minna vorzulesen: „*So spricht der HERR, der einen Weg gibt im Meer und einen Pfad in mächtigen Wassern ...*“

Ihre Stimme versagte. Sie vermochte nicht weiter vorzulesen. Auch meiner Mutter fehlten die Worte. Ergriffen saßen die drei Frauen da, Tränen strömten aus ihren Augen. Der Herr hatte gesprochen. Er würde der Kapitän auf dieser Überfahrt sein.

Dann brachen sie spontan in Lobpreis aus. Wir alle standen auf und kamen dazu, um uns mitzufreuen. Wir lasen die Karte immer wieder, und Glaube bezüglich der Überfahrt erfüllte unsere Herzen, Glaube, dass Gott uns sicher hindurchführen würde.

Früh am nächsten Morgen packten wir unsere Bündel für die Reise und gingen die Straße zum Hafen hinunter. Doch als wir ankamen, stellte Großvater bestürzt fest, dass andere Flüchtlinge offenbar die gleiche Idee gehabt hatten. Tausende von Menschen drängten sich bereits auf dem Kai. Das Schiff würde nicht mehr als nur einen winzigen Teil all dieser Flüchtlinge aufnehmen können. Der Mut verließ uns.

Doch meine Mutter wusste in ihrem Herzen, dass sie Gottes Reden vernommen hatte, wir besaßen seine Zusage. Sie nahm uns Kinder an die Hand und wir drängelten und schoben uns durch die Wartenden. „Machen Sie bitte Platz für die Kinder“, sagte sie wieder und wieder, während wir uns einen Weg vorwärts bahnten.

Doch schließlich wurde es einfach zu eng. Wir konnten die Gangway zum Schiff zwar sehen, kamen aber keinen Meter mehr weiter voran. Jetzt hatte Mutter Angst, dass durch das Gedränge eines der Kinder verletzt werden könnte, denn die Menschen um uns herum waren verzweifelt und entsprechend rücksichtslos.

Plötzlich ein Schrei. Jemand deutete in östlicher Richtung in den morgendlichen Himmel. Ein russisches Kampfflugzeug flog über die Hafeneinfahrt und feuerte aus den Bordkanonen. Es kam genau auf uns zu.

Die Menschen schrien auf und begannen voller Panik davonzurennen. Meine Mutter befürchtete, dass wir niedergetrampelt werden könnten, warf sich über uns und rief, dass wir uns hinter unserem Gepäck verstecken sollten. So wie sie es auf dem Militärlastwagen getan hatte, schirmte sie uns mit ihrem eigenen Körper ab.

Wieder war die Luft vom Geräusch der niederprasselnden Munition erfüllt. Hungrige Kugeln suchten menschliche Leiber, die zerstört werden konnten. Der Krach war ohrenbetäubend.

Als das Flugzeug über uns hinwegdonnert war, stellten wir tief bewegt und aufgewühlt fest, dass uns nichts geschehen war; wieder waren wir wundersam verschont worden. Mein ältester Bruder Martin erinnert sich bis heute lebhaft an das Grauen dieser Momente. Er erzählte, dass er vollkommen davon überzeugt war, mit einer Kugel im Rücken dort zu sterben. Er war sich dessen absolut sicher und fand es nach dem Angriff schwer zu glauben, dass er noch am Leben sei.

Doch keiner von uns war im Geringsten verletzt. Die Menge war indes in alle Richtungen geflüchtet, der Weg zum Schiff war frei. Mein Bruder Gerhard erinnerte sich, dass Eva, Mutters Schwester, aufstand und dem Schiffsoffizier, der an der Gangway stand, zurief: „Schauen Sie, mein Herr! Hier ist eine Mutter mit ihren sechs Kindern! Sie müssen sie jetzt an Bord lassen!“

Der Offizier drehte sich zur Seite und gab vor, sie nicht zu hören. Doch Eva gab nicht auf. Sie lief auf den Landungssteg zu und rief immer wieder ihr Anliegen.

Weitere russische Flugzeuge auf der Suche nach Angriffszielen tauchten auf und begannen über uns zu kreisen. Wir griffen nach unserem Gepäck und eilten hinter Mutter her, Richtung Gangway. Eva schrie auf den Offizier ein, der finster entschlossen schien, uns zu ignorieren.

Doch, warum auch immer, plötzlich drehte er sich ohne Ankündigung um und öffnete die Gangway, um uns alle durchzulassen. So schuf Gott für uns Raum auf jenem Schiff nach Kopenhagen. Wir drehten uns um und winkten Großvater noch einmal zu, als wir auf der Gangway zum Schiff emporeilten. Würden wir ihn jemals wiedersehen?

An Bord brachte man uns hastig unter Deck. Auch andere Flüchtlinge wurden hinuntergeführt. Man füllte den Laderaum mit so vielen Fliehenden, wie nach menschlichem Ermessen überhaupt möglich war. Dann wurde die Gangway eingezogen – während draußen noch viele Menschen darum bettelten, an Bord kommen zu dürfen. Doch das Nebelhorn erklang und das Schiff löste sich langsam vom Dock. Unsere Überfahrt hatte begonnen.

Auf dem offenen Meer wurde die Situation unter Deck bald unerträglich. Der hohe Seegang verursachte bei vielen Menschen Seekrankheit. Der Gestank von Erbrochenem, Fäkalien und Urin erfüllte die Luft. Mitten in der Nacht hielt meine Blase es nicht mehr aus.

„Bitte, Mutti, ich muss zum Austreten nach oben.“

Mutter konnte mich nicht alleine an Deck gehen lassen und so schickte sie Tante Eva mit mir los, die besorgt darauf achtete, dass ich ihre Hand nicht losließ. Wir erreichten das Oberdeck und traten in die kalte Nacht hinaus. Ich erinnere mich noch heute an den salzigen, frischen Geruch. Nach dem Gestank im Schiffsinneren belebte mich die frische Luft. Ich ging zur Toilette und schaute dann in den klaren Sternenhimmel hinauf. Während ich die Milchstraße betrachtete, die mit den Bewegungen des Schiffes langsam hin und her wanderte, hörte ich das entfernte Dröhnen eines Flugzeugmotors.

Sofort schlug mir das Herz bis zum Hals. Zur Sicherheit des Schiffes hatte man auch an Bord dieses zivilen Frachters Luftabwehrgeschütze montiert, die unter Tarnnetzen verborgen waren. Diese wurden weggerissen und die Kanonen begannen, in Richtung des herannahenden Fliegers in den Himmel zu feuern. Tante Eva schrie auf und versuchte, mich zur Ladeklappe zu ziehen, doch ich riss mich los, fasziniert von dem Drama am Himmel, das sich da vor mir abspielte. Bevor sie mich einfangen und die Strickleiter hinunterbringen konnte, sah ich das Flugzeug in einem Feuerball explodieren.

„Schau! Schau!“, rief ich und zeigte auf den brennenden Flieger.

Wir standen wie versteinert und sahen zu, wie das Flugzeug wie ein flammender Meteor niederstürzte und neben dem Schiff im eisigen Wasser verschwand. Die Menschen auf dem Deck jubelten. Die Gefahr war gebannt, es war ihnen gelungen, den russischen Kampfflieger abzuschießen.

Als wir die Strickleiter hinunterkletterten, dankte Eva Gott, dass wir diesem und dem Angriff auf dem Dock in Danzig entkommen waren. Ich erinnerte mich zudem an den Schrecken der Geschosse, die um uns einschlugen, während wir hilflos mitten auf der Straße auf der Ladefläche des Militärlastwagens gekauert hatten. Mit jedem dieser Ereignisse wurde die beklemmende Realität dieses Krieges meinem fast 5-jährigen Verstand etwas deutlicher.

Irgendwann nach Mitternacht weckte uns ein dumpfer Einschlag in den Schiffskörper. Wir starrten in die Finsternis und lauschten, doch es war nur das gleichmäßige Brummen aus dem Maschinenraum zu hören, während das Schiff weiter seinen Kurs verfolgte. Alle Passagiere hatten von dem Schicksal der Wilhelm Gustloff gehört. Als sich unser Schiff nach einigen Minuten weit auf die Seite neigte, brach Panik unter den Menschen aus.

Besatzungsmitglieder rannten mit benzinbetriebenen Pumpen an uns vorbei in die tiefer gelegenen Decks. Entweder war das Schiff auf eine Mine gelaufen oder von einem Torpedo getroffen worden. Eisiges Wasser strömte aus einem klaffenden Loch ins Innere des Schiffes. Bald konnte man das Dröhnen der Pumpen hören, die das eindringende Wasser wieder aus dem Schiffsrumpf herausbeförderten.

Mutter rief uns zusammen. Hier kam es zu einer echten Prüfung ihrer von Gott gegebenen Verheißung. Sie begann zu beten. Meine Großmutter schloss sich an. Sie erinnerten Gott daran, dass er gesagt hatte, dass er einen Weg im Meer geben und einen Pfad in mächtigen Wassern bahnen würde.

Einige Stunden später begann sich das Schiff langsam wieder aufzurichten. Die Besatzung erklärte uns, dass die Pumpen das Wasser jetzt schneller hinausbeförderten, als es eindringen konnte und dass wir nicht sinken würden. Als die dänische Küste in Sicht kam und wir endlich in den Hafen einliefen, weinten und jubelten alle.

Ich betrachtete die Küste dieses mir unbekanntes Landes aus der Entfernung und hatte keinerlei Ahnung, was uns hier erwarten würde. Alles was ich wusste war, dass ich ganz dicht bei der Frau bleiben wollte, die uns sicher durch den Zusammenbruch Ostpreußens hindurchgebetet hatte. Obwohl ich es noch nicht in Worte fassen konnte, sehnte sich mein Herz danach, den gleichen Gott zu kennen, den sie kannte. Und ich wollte ihn genauso intensiv kennen, wie sie ihn kannte.

Kapitel 19

ICH HATTE EINEN TRAUM, der alles veränderte. Ich sah eine Landkarte von Afrika. Nicht Johannesburg, nicht Lesotho, nicht Südafrika, sondern den gesamten Kontinent. In meinem Traum wurde diese Landkarte mit Blut bespritzt und war schließlich ganz mit Blut bedeckt. Ich war beunruhigt. Ich war überzeugt, dass dieser Traum apokalyptische Gewaltausbrüche ankündigte – womöglich eine blutige kommunistische Revolution. Doch der Geist flüsterte mir zu, dass das, was ich sah, das Blut Jesu sei. Die fürchterliche Gewalt, die sein Blut vergoss, war bereits vor 2.000 Jahren am Kreuz geschehen. Dann hörte ich die Worte: *Afrika soll errettet werden.*

Als ich aufwachte, hatte ich ein Problem. Mein Denken war plötzlich von Gedanken angefüllt, die mir unbehaglich waren. Bevor ich schlafen gegangen war, war ich glücklich, dass sich 50.000 Menschen in Lesotho und anderen Ländern zu unserem Bibel-Fernstudium angemeldet hatten. Nach diesem Traum konnte ich mit solchen Zahlen nicht mehr zufrieden sein. Ich bin ein Deutscher, der als Junge mit Mathematik Schwierigkeiten hatte. Aber diese Rechenaufgabe konnte selbst ich lösen. Ich wusste, dass auf dem Kontinent 478 Millionen Menschen lebten. Es hatte fünf Jahre gedauert, um in Maseru 50 Menschen zu erreichen, plus 50.000 jenseits meiner Kirchenmauern durch das Fernstudium. Bei diesem Tempo ergab das 10.010 Seelen pro Jahr. Das ist an und für sich keine schlechte Zahl, aber ich müsste demnach mindestens 47.725 Jahre alt werden, um einen blutgewaschenen Kontinent Afrika zu sehen! Ich hatte bisher geglaubt, erfolgreich zu sein. Im Licht dieses Traumes konnte ich sehen, dass ich Gottes Agenda weit hinterherhinkte.

In meinem Verstand begann ich den Traum abzuschreiben. Vielleicht hatte ich einfach schlechte Bananen gegessen. Doch in der nächsten Nacht kam der gleiche Traum wieder. Und in der darauf folgenden Nacht auch. Und in der nächsten. So viele schlechte Bananen gab es in ganz Maseru nicht. Nach der vierten Nacht sagte ich zu meiner Frau: „Anni, ich glaube, Gott versucht mir etwas sagen.“ Nun hatte er meine volle Aufmerksamkeit. Würde ich ernst nehmen, was er mir sagen wollte? Oder würde ich ihn verleugnen? Würde ich mich entscheiden, Gottes Mathematik zu glauben? Oder würde ich an meiner eigenen festhalten?

Gott hatte mich an eine weitere Straßenkreuzung geführt, die meine Zukunft bestimmen sollte. Er hatte gesagt: *Afrika soll errettet werden*. Es spielte keine Rolle, dass ich es mir nicht vorstellen konnte. Es war egal, dass mein bisheriger Fortschritt nur wie ein Tropfen im Ozean war. Würde ich seine Worte wiederholen? Würde ich anfangen, im Glauben das auszusprechen, was ich in meinem Traum gesehen hatte? Oder würde ich mich in Schweigen hüllen und eine weitere Leiche auf dem Friedhof der Missionare werden?

Ich wusste, dass es eine Sache gab, die mich zum Schweigen bringen konnte. Es war die Furcht vor dem, was andere denken oder sagen mochten. Ich konnte meine Kritiker schon hören. „Wer bist du, dass du sagst, Afrika soll errettet werden?“, würden sie sagen. Die schärfste Waffe, die Satan gebraucht, um die Diener Gottes zum Schweigen zu bringen, ist die Frage: „Wer glaubst du, dass du bist?“

Ich fragte mich, ob einige Menschen wieder sagen würden, dass ich vom Ego getrieben sei, wenn ich von diesem Traum sprach. Ja, sicherlich. Würden meine Worte manchen Leuten unbehaglich sein? Absolut. Ich fühlte, dass diese Worte mich deutlich herausstechen lassen würden, so wie der bunte Mantel einst Joseph unter den eifersüchtigen Brüdern herausstechen ließ. Es war, als wenn ich eine Zielscheibe auf meine Brust malen würde. Doch dann fragte ich mich, ob das ein Grund zu schweigen sei, wenn Gott gesprochen hatte. Die Antwort war: Nein. Tausendmal nein!



Ich freute mich, in Lesotho im Radio sprechen zu können.

Es ging nicht um mich. Es ging um Gott und seinen Ruf. Seit der Kindheit hatte ich seiner Stimme gehorcht. Ich war eines seiner Schafe. Die Bibel sagt uns, dass alle seine Schafe seine Stimme kennen. Einige lernen es jedoch, sie zu ignorieren. Er ruft, und sie schließen daraus, dass es schlechte Bananen gewesen waren. So sollten wir uns nicht verhalten.

Wann immer Gott zu mir sprach, auch schon als Junge, hatte ich mein Denken seinen Worten angepasst, nicht umgekehrt. Gott hatte mir den Traum eines blutgewaschenen Afrikas gegeben.

Ich würde anfangen, dies zu proklamieren, zur Ehre Gottes, nicht zu meiner eigenen. Alles, was ich bin, bin ich durch die Gnade Gottes. Also habe ich nichts zu verlieren, wenn ich ihm gehorsam bin. Ich habe vielmehr alles zu gewinnen.

Ich entschloss mich, bei jeder Gelegenheit, die sich mir bieten sollte, *Afrika soll errettet werden* auszusprechen. Mehr als alles andere vorher waren es diese Worte, die mich von meinen Missionarskollegen zu trennen begannen. Wenn ich auf jenen kleinen Geräteschuppen auf dem Bibelschulgelände in Wales zurückblicke, zu dem ich mich zurückgezogen hatte, als ich in Homiletik versagt hatte, so war es dort, wo ich vom Herrn die Berufung zum Evangelisten erhielt. Da ich an die Vorgaben des Missionsvorstandes gebunden war, war der volle Umfang dieser Berufung womöglich in den letzten fünf Jahren vernebelt worden. Ich war kein Missionar in dem Sinne, wie sie es verstanden. Als ich anfang, überall die Vision des Herrn auszusprechen – *Afrika soll errettet werden* – da wurde meine Aufgabe neu definiert, sowohl in meinen eigenen Augen, als auch in den Augen meiner Kollegen. Ich war nicht länger Missionar, sondern missionarischer Evangelist.

ICH GLAUBTE FEST DARAN, dass Gott für sein Volk Wunder tut. Ich glaubte, dass die Zeichen, die den Wandel Jesu auf dieser Erde begleiteten, in unserem heutigen Leben genauso wahr sein sollen und können. Jesus sagte seinen Jüngern: *Wer an mich glaubt, der wird auch die Werke tun, die ich tue, und wird größere als diese tun, weil ich zum Vater gebe.*⁵⁰ Doch ich sah keine Wunder in Maseru und das bedrückte mich. Tatsächlich sagte ich in jenen Tagen oft zu Anni: „Meine Gemeinde ist eine wunderfreie Zone. Was läuft falsch?“

Egal, was ich versuchte, so viel ich auch betete und fastete, es änderte sich nichts daran. Im Laufe der Zeit begann ich, den Menschen aufgrund ihres mangelnden Glaubens die Schuld zuzuschieben. Wenn sie nur Glauben hätten, dachte ich, würden sie herrliche Wunder erleben wie jene, die in der Apostelgeschichte beschrieben werden. Gott hatte in meinem Herzen noch einiges an Arbeit zu leisten. Er gebrauchte zunächst einmal Richard Ngidi, um mir die Augen zu öffnen.

Richard war ein Zulu-Evangelist und in den AFM-Gemeinden Südafrikas sehr bekannt. Nach seiner Predigt pflegte er, den Menschen persönlich im Gebet zu dienen, und die wunderwirkende Kraft Gottes manifestierte sich jedes Mal.

Die Lahmen gingen, die Blinden sahen, Krebs verschwand. Es war weithin bekannt, dass man Richard Ngidi einladen musste, wenn man die Auswirkungen der Kraft Gottes sehen wollte. Also tat ich es. Ich kannte ihn von den AFM-Konferenzen in Südafrika. Eines Tages lud ich ihn in meine Gemeinde in Maseru ein. Er sagte zu und insgeheim bedauerte ich ihn. Ich ging davon aus, dass die ungläubigen Menschen in meiner „wunderfreien“ Gemeinde seinen Ruf ruinieren würden.



Richard Ngidi und ich

Genau das Gegenteil trat ein. Als er in Maseru diente, sah ich die Kraft Gottes wie noch nie zuvor. Blinde konnten sehen, Lahme konnten gehen, Krankheiten verschwanden. Richard Ngidi vertraute dem Herrn, was immer ihm auch begegnete. Er war mutig angesichts großer Prob-

leme und er hatte das, was ich einen unbekümmerten Glauben nenne. Mit seiner sehr lauten, tiefen Stimme und seiner selbstsicheren Art befahl er Krankheiten und Leiden, das Volk Gottes zu verlassen. Als ich ihm zusah, war es, als würde man mir eine Augenbinde abnehmen. Ich war geradezu schockiert.

Ich sagte zu Anni: „Wenn Gott spricht, ist es nicht unsere Aufgabe, Fragen zu stellen, sondern der Weisung seiner Stimme zu folgen. Sein Wort steht über allem anderen. Jetzt erkenne ich das! Jetzt verstehe ich das! Anni, das Wort Gottes ist kein Fragezeichen, es ist ein Ausrufezeichen! Ich war zu schüchtern.“

Meine Augen waren jetzt geöffnet, doch die Wahrheit beherrschte mein Herz trotzdem noch nicht völlig. Auch nachdem ich den Durchbruch mit Richard Ngidi in Maseru gesehen hatte, war ich noch zurückhaltend. Ich dachte, dass ich vielleicht nicht die Gabe des Glaubens besaß, oder die Gabe, Wunder zu wirken, so wie sie in den Schriften des Apostels Paulus beschrieben wurde. Ich entschloss mich, einen weiteren bekannten Evangelisten einzuladen, der einen ähnlichen Ruf wie Richard hatte. Ich bat einen Mann namens John Bosman, zu kommen. Er war ein bemerkenswerter holländisch-reformierter Pastor aus Pretoria und er erlebte Wunder, wo immer er predigte. Vielleicht würde mich ein weiteres Beispiel der wunderwirkenden Kraft Gottes an den Ort des Glaubens bringen. Ich wies mein Team an, mit der Werbung zu beginnen.

Unsere Druckerpresse in Maseru war mittlerweile recht beschäftigt. Es hatten sich Sponsoren gemeldet, die es uns ermöglichten, das Fundament für unser zukünftiges Zuhause zu legen. Wir hatten unseren eigenen kleinen Verlag. Nachdem ich Schwierigkeiten bekommen hatte, weil ich ihn „AFM-Press“ genannt hatte, fragte ich Gott, wie ich den Verlag nennen sollte. Er gab mir einen Namen ins Herz, der meinen ganzen zukünftigen Dienst definieren sollte: *Christus für alle Nationen*. Unser Verlag wurde zu „CfaN-Press“. Bernd Wenzel, unser ausgebildeter Drucker, der sich uns angeschlossen hatte, kurbelte die CfaN-Presse an, um ganz Maseru mit der Vorankündigung der John Bosman-Versammlungen in unserer Gemeinde zu plakatieren. Wir bekamen auch die Gelegenheit, im Lokalradio die Veranstaltungen zu bewerben. Wir gaben bekannt, dass die Menschen erwarten sollten, die wunderbare Kraft Gottes zur Heilung der Kranken zu erleben. Die Spannung wuchs.

Als das Wochenende endlich kam, war unser Gebäude überfüllt. Menschenmassen drängten sich um das Haus herum. Viele Kranke, Blinde und Lahme waren wegen Johns Ruf, Kranke zu heilen, gebracht worden. Solch ein Maß an Begeisterung für das Wirken des Herrn hatten wir in Maseru noch nicht erlebt. Ich fühlte, dass dies der Beginn von etwas Großem war. Ein Durchbruch. Bosmans Dienst würde die Fesseln der religiösen Stagnation und der satanischen Mächte durchbrechen, die unsere Region festzuhalten schienen.

Voller Stolz und Freude stellte ich John der Menschenmenge vor. Er kam ans Rednerpult und predigte. Seine Predigt fand ich nicht sonderlich beeindruckend. Wie die meisten Menschen war auch ich gekommen, um zu sehen, wie er die Gabe der Heilung demonstrierte. Doch dann geschah etwas, was mich bis in die Fußspitzen erschütterte. Nachdem er seine bescheidene Predigt beendet hatte, wandte er sich mir zu und sagte: „Beende den Gottesdienst.“

Ich keuchte: „Aber doch nicht jetzt! All diese Leute sind gekommen, weil sie erwarten, dass du für die Kranken betest. Ich kann jetzt unmöglich den Gottesdienst schließen.“

„Beende ihn.“

Ich war am Boden zerstört.



Der African Messenger im Druck

„John, wie könnten wir das tun? Ich werde die Menschen nach Hause schicken, aber du musst versprechen, dass du morgen kommst und für sie betest. Wirst du mir dieses Versprechen geben?“

„Sag ihnen, dass morgen für die Kranken gebetet wird.“

Äußerst verwirrt tat ich, was er mir aufgetragen hatte. Ich schloss die Versammlung und gab bekannt, dass John am Morgen zurückkehren würde, um für die Kranken zu beten. Als ich mich umdrehte, war er bereits zu seinem Hotel gegangen.

Ich schlief kaum in dieser Nacht. Ich betete und suchte Gott in meiner Verwirrung über Johns Verhalten. Am nächsten Morgen stand ich früh auf, um ihn zur Versammlung abzuholen. Als ich an der Gemeinde vorbeikam, wollte ich meinen Augen kaum trauen. Das Haus war bereits überfüllt, Menschen stellten sich schon draußen an, in der Hoffnung, noch irgendwie hineinzukommen. Es hatte sich herumgesprochen, dass John für die Kranken beten würde. Noch viel mehr Kranke als am Vorabend waren zum Gemeindegebäude gebracht worden.

Ich fuhr zum Hotel. Als ich dort ankam, lud John seine Koffer gerade in ein wartendes Auto.

„Was ist los?“, fragte ich total verwirrt. „Wo gehst du hin?“

„Nach Hause“, sagte er.

Wenn er einen Baseballschläger mit voller Wucht in meinen Bauch geschlagen hätte, wäre der Schaden nicht größer gewesen. Ich konnte kaum noch atmen. „Was meinst du mit nach Hause? Ich bin gerade an der Gemeinde vorbeigekommen. Sie ist bereits voller Menschen. Du hast versprochen, für die Kranken zu beten. Darum sind sie alle da!“

„Ich habe zugesagt, dass für die Kranken gebetet wird. Du warst es, der zugesagt hat, dass ich es wäre, der beten würde.“

„Bleib, John. Ich werde predigen, das kann ich am besten. Du betest für die Kranken, das kannst du am besten. Wir machen das zusammen.“

„Reinhard, der Heilige Geist sagt mir, dass ich gehen muss.“

Damit stieg er in das Auto. Der Fahrer gab Gas und brauste davon. Der Wagen verschwand aus meiner Sicht. Ich stand da und hoffte, dass dies ein schlechter Witz sei. Es kam mir vor, als hätte mich gerade mein bester Freund im Stich gelassen. Ich hatte mich so auf diesen gemeinsamen Dienst mit ihm gefreut. Doch wenn er sagte, dass der Heilige Geist ihn beauftragt hatte zu gehen, dann war es damit getan. Das war der springende Punkt, um den es ging. Wir müssen das tun, was uns der Heilige Geist aufträgt, egal, wie sehr es unserem natürlichen Verstand widerspricht. Ich stieg in mein Auto und fuhr zu jener mit erwartungsvollen Menschen vollgestopften Gemeinde.

Plötzlich stand Glaube in meinem Inneren auf, zusammen mit etwas, was ich „heiligen Zorn“ nennen würde. Hinter meinem Lenkrad schrie ich zu Gott: „Herr, ich bin zwar kein berühmter Evangelist, aber auch ich bin dein Diener! Ich werde jetzt gehen und sowohl das Evangelium verkündigen wie auch für die Kranken beten, und du wirst die Wunder tun!“

Sofort wurde mein Herz mit Frieden erfüllt. Es war ein Friede, der durch unsere Beziehung zu Gott kommt und den wir nur erleben, wenn wir der Welt des Natürlichen absagen und in seinen Bereich des Unmöglichen eintreten. Halleluja! Beim Weiterfahren erinnerte ich mich an damals, als ich erst zehn Jahre alt war und der Frau in Vaters Gemeinde in Krempe die Hände auflegte. Sie war auf eine sehr dramatische Weise geheilt worden. Ich betete inbrünstig, dass mir jetzt etwas Ähnliches widerfahren möge.

Ich ging in die Gemeinde und sagte allen meinen Pastoren, dass John nach Hause gegangen sei. Der Heilige Geist hatte ihm befohlen zu gehen. Ich konnte durch die Art, wie auf ihren Gesichtern das Licht ausging, erkennen, dass sie mich nicht in der gleichen Kategorie wie den großen südafrikanischen Evangelisten sahen. Für sie war ich, obwohl ich sie zum Herrn geführt hatte, ein Prophet ohne Ehre in seiner Vaterstadt.⁵¹

Ich gestattete keinen weiteren Zweifel und übernahm die Verantwortung für die Versammlung mit den Worten: „Ich werde predigen.“ Ich sagte zu meinen Leuten: „Und Gott wird heute Wunder tun.“

Damit ging ich zum Rednerpult. „Der Evangelist John Bosman ist nach Hause gefahren“, verkündigte ich. „Aber ich habe heute großartige Neuigkeiten für euch. Jesus hat sich offenbart. Ich werde predigen und für jeden beten, der wegen Heilung gekommen ist. Und wir werden Wunder erleben.“

Kaum hatte ich das ausgesprochen, standen ein Mann und eine Frau in der ersten Reihe auf, schüttelten die Köpfe und gingen zum Ausgang. Das war entmutigend, aber sobald sie durch die Tür gegangen waren, kamen zwei Menschen von draußen hereingestürmt, um ihre Plätze einzunehmen. Da ich nicht wusste, ob diese beiden meine Ankündigung gehört hatten, war es kaum ein Trost für mich. Meine einzige Hoffnung bestand darin, dass sich die Kraft Gottes zeigte.

Ich begann meine Predigt. Ich sah den Umriss meiner Verkündigung. An diesem Sonntagmorgen war sie anders. Ich hatte noch nie eine Botschaft wie diese gehabt. Als ich meinen Mund öffnete, war jede Furchtsamkeit verschwunden. Ich sprach mit einer Autorität, wie ich sie vorher nie gekannt hatte. Plötzlich war der Raum wie aufgeladen. Der Heilige Geist bestätigte meine Worte in den Herzen und den Gedanken der Zuhörer. Ungefähr nach der Hälfte der Predigt wurde Dolphin Monese, der mich übersetzte, von der Kraft des Geistes überwältigt und sank neben mir auf den Boden.

Alles hielt inne. Die gespannt zuhörende Menge wartete atemlos auf das nächste Wort. Ich wartete darauf, dass Dolphin sich erholte. Während ich dort verharrte, wurde ich in meinem Geist von diesem Ort entrückt. Es war, als würden alle Dinge, die ich um mich herum sah und hörte, ausgeblendet, und ich vernahm Worte von einer Art, die ich mir nie hätte ausdenken können – *Mein Wort ist in deinem Mund so mächtig wie mein Wort in meinem Mund.*

Das konnte ich nur durch den Geist erfassen. Meine Sinne würden das nicht mitmachen. Es gab keinen Zweifel, dass ich gerade neues Territorium in meiner Beziehung zu Gott betrat. Dieser Gedanke wäre niemals aus mir selbst heraus entstanden. Er kam in dem Moment, als ich Dolphin neben mir

auf den Boden sinken sah, während er versuchte, die Worte zu übersetzen, die gerade zuvor aus meinem Mund gekommen waren. Hier geschah etwas, was nur durch den Heiligen Geist einen Sinn bekommen konnte. Meine Autorität in Gott war viel größer, als ich es mir je vorgestellt hatte. Solange ich in Übereinstimmung mit dem Willen Gottes war, sollte ich die Dinge so aussprechen, wie Gott sie aussprach, und dann erwarten, Gottes eigene Resultate zu sehen.

Rufe diejenigen, die völlig blind sind, und dann sprich das Wort der Autorität, sagte der Heilige Geist zu mir. Dies weckte eine Erinnerung in meinem Herzen. Ludwig Graf hatte die Heilung von Kranken und die Errettung von Seelen als zwei Seiten der gleichen Berufung angesehen, als er 1922 den Bonnke-Haushalt mit der Flamme des Geistes betrat.

„Es sind heute Morgen Blinde hier“, sagte ich. „Ich bitte alle, die völlig blind sind, aufzustehen. Steht jetzt bitte auf. Ich werde für euch beten.“ Mehrere Menschen im Raum erhoben sich. Sie standen leicht schwankend und strengten sich mit ihren übrigen vier Sinnen an, den Mangel an Augenlicht zu kompensieren.

„Ich werde in der Autorität sprechen, die Gott mir gegeben hat. Und wenn ich das tue, werdet ihr Blinden einen weißen Mann vor euch stehen sehen. Versteht ihr mich? Eure Augen werden geöffnet werden.“ Damit holte ich tief Luft und rief: „In dem Namen Jesus, blinde Augen, öffnet euch!“

Eine Frau begann zu schreien. Sie kam aus dem hinteren Bereich des Saales gerannt, ergriff unterwegs Leute, schaute sie an und rief fortwährend: „Ich kann sehen! Ich kann sehen! Ich kann sehen!“

Im Raum brach ein Tumult aus. Lautes Lob Gottes erfüllte den Saal an jenem Morgen und keiner blieb auf seinem Sitz. Sie sprangen auf und priesen Gott. Die Anwesenden im Raum und viele von außen drängten sich nach vorne, so dass sich vor der Plattform niemand mehr hätte dazwischenquetschen können.

Als die Frau vorne ankam, holte ich sie auf die Bühne. Ich fragte sie, was geschehen war. Sie erzählte, dass sie seit vier Jahren blind gewesen sei. Doch nun konnte sie sehen. Ich nahm eine Bibel und hielt sie ihr hin. Ich bat sie, vorzulesen. Sie las: *Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat,*

*Armen gute Botschaft zu verkündigen; er hat mich gesandt, Gefangenen Freiheit auszurufen und Blinden, dass sie wieder sehen.*⁵²

Weiter konnte sie nicht lesen, denn sie begriff, dass Jesus sie geheilt hatte. Sie sprang über die ganze Bühne, weinte und pries Gott. Die Menschen stimmten ein, füllten den Raum mit einer Welle des Lobpreises, der das Gebäude aus seinen Fundamenten zu heben drohte.

Ich schaute über die erhobenen Hände und das Meer der Häupter vor mir und bekam etwas zu sehen, was ich seither nie wieder gesehen habe. Ein kleines Kind wurde von hinten über die Köpfe hinweg von Hand zu Hand nach vorne gereicht. Schließlich kam es bei mir an und wurde mir in die Arme gelegt. Ich blickte auf einen kleinen Jungen, vielleicht drei oder vier Jahre alt, ich sah seine verdrehten Gliedmaßen – und ich vergaß zu beten! Doch plötzlich fing der kleine Körper in meinen Armen zu zittern an. Der Junge entglitt meinem Griff, landete auf den Füßen – und rannte umher.

An jenem Tag lernte ich, dass der Heilige Geist ein Heilender Geist ist. Wenn er wirkt, reden die Menschen nicht nur in neuen Zungen, sondern alle Dinge sind möglich. Im Herzen des Missionarsfriedhofs war eine tote Gemeinde lebendig geworden und floss von der Kraft und Liebe Gottes über. Die Veranstaltung dauerte bis in den späten Nachmittag und hörte nicht auf, bis ich bis zur Erschöpfung für alle Kranken gebetet hatte. Wir sahen viele weitere Heilungen und Wunder, und jeder wusste, dass in Lesotho ein neuer Tag angebrochen war. Als die Leute nach Hause gingen, sah ich ihnen hinterher und Tränen strömten über mein Gesicht. Ich begann zu beten. *Kostbarer Heiliger Geist, ich möchte mich entschuldigen. Ich glaube jetzt, dass du John Bosman weggeschickt hast, weil du heute mein Schiff vom Stapel gelassen hast.*

Als ich schließlich nach Hause fuhr, sah ich das Modell für die Zukunft. *So soll Afrika errettet werden*, dachte ich. *Nicht durch Macht und nicht durch Kraft, sondern durch meinen Geist, spricht der HERR der Heerscharen.*⁵³ Es war keine natürliche Berufung. Es war keine natürliche Bevollmächtigung. Es war übernatürlich.

NICHTS WAR MEHR WIE ZUVOR in den nachfolgenden Tagen. Es war, als sei ich von einer Ebene auf die höherliegende katapultiert worden, von einem Ort

an den nächsten. Wir kauften ein gebrauchtes Zelt und bauten es an verschiedenen Stellen auf, um Versammlungen abzuhalten. Bald riss ein Sturm das Zelt in Fetzen. Die brüchige alte Leinwand taugte nicht gegen diesen afrikanischen Wind. Wir begannen nach einem anderen Zelt zu suchen.

Die neuen Ausgaben hatten unsere Geldbestände erschöpft. Die Miete war fällig und ich hatte sie nicht. Ich war an diesem Tag zu Fuß ins Büro gegangen, das nicht weit von unserem Haus entfernt lag. Während ich wieder nach Hause ging, unterhielt ich mich mit meinem himmlischen Vater. „Herr, wir brauchen heute dreißig Rand, wo werde ich sie finden, um rechtzeitig die Miete zu bezahlen?“

Plötzlich sprach die Stimme des Heiligen Geistes in meinem Herzen. *Du bittest um 30 Rand. Warum bittest du mich nicht um eine Million?*

Ein Schauer lief mir über den Rücken. Wieder einmal forderte Gott mein kleines Denken heraus. Was, wenn er mir eine Million gab? Was würde ich damit tun? Ich begann, die Verbesserungen zu kalkulieren, die ich damit vornehmen könnte. Das schöne Zelt, das ich kaufen würde. Die Lastwagen und Fahrzeuge, die all unsere Literatur und Ausrüstung zum nächsten Einsatzort bringen konnten.

Plötzlich hörten alle Fantasien auf und Tränen erstickten mich. Ich begriff, dass ich schon wieder zu klein dachte. Inmitten der Menschen, die auf der Straße unterwegs waren, blieb ich stehen und schrie aus der Tiefe meiner Seele: „Nein, Herr! Ich bitte dich nicht um eine Million Rand! Ich bitte um eine Million Seelen! Eine Million Seelen weniger in der Hölle und mehr im Himmel, das soll der Sinn meines Lebens und Dienstes sein.“

Der Heilige Geist antwortete: *Du wirst die Hölle plündern und den Himmel bevölkern – um Golgathas willen.* Dieser Satz wurde zu meinem Lebensmotto.

Ich fühlte die große Freude meines himmlischen Vaters. Ich hatte keinen Zweifel daran, dass es weit mehr als eine Million Dollar kosten würde, eine Million Seelen gerettet zu sehen. Doch ich wusste, dass die Seelen für mich viel wertvoller waren als das Geld. Es war Gottes Aufgabe, die Mittel zur Verfügung zu stellen, damit eine Million Seelen erreicht werden konnten.

Meine Aufgabe bestand einfach darin, seiner Stimme zu gehorchen, Tag für Tag. Es kam mir vor, als hätte ich in meiner Beziehung zu ihm eine Schwelle überschritten, und ich war sehr froh darüber. Doch Jahre später erst verstand ich, dass ich selbst mit dieser Antwort viel zu klein gedacht hatte. Es ist gut, dass Gott uns immer Schritt für Schritt führt.

Kurz darauf sagte man mir, dass ich von einem Mitglied der Velberter Mission, dem missionarischen Zweig der ACD, der Arbeitsgemeinschaft der Christengemeinden in Deutschland, Besuch erhalten würde. Der Missionsvorstand hatte erfahren, dass ich einen Bibelfernkurs gestartet hatte und ebenfalls von meinem Kauf einer Druckerpresse gehört, weswegen sie den Druckfachmann Bernd Wenzel geschickt hatten. Sie wussten auch von meiner Spendenkampagne für die Fahrrad-Evangelisten und hatten kürzlich vom Kauf eines Zeltes und dessen anschließender Zerstörung in einem Gewittersturm gehört. Es war bekannt, dass ich manchmal Probleme damit hatte, die Miete zu bezahlen, geschweige denn alle anderen Aktivitäten. Andere VM-Missionare hatten von diesen Dingen berichtet, sie beschwerten sich darüber, dass Reinhard Bonnke mehr Freiheiten in seiner Missionsarbeit eingeräumt wurde als ihnen. Der Vorstand hatte sich entschlossen, jemanden zu schicken, der all das untersuchen sollte. Der Mann, den sie auswählten, war der Direktor der VM persönlich, Pastor Gottfried Starr.

Als Gottfried ankam, war ich mir sicher, dass ich meinem deutschen Bruder den Umfang all dessen zeigen konnte, was Gott in Lesotho tat. Und ich glaubte, dass er, wenn er den offensichtlichen Segen des Herrn auf uns liegen sah, seine Zustimmung zum Weitermachen geben würde. Bei jeder meiner Maßnahmen, versicherte ich ihm, übernahm ich die volle finanzielle und auch sonstige Verantwortung. Doch er akzeptierte meine Erklärung nicht. Er korrigierte mich und erläuterte mir, dass bei jedem Streit über Eigentums- oder Haftungsfragen die VM vor Gericht gestellt werden würde, nicht meine Person.

„Rechtlich gesehen wird niemand dich verklagen, um für Schäden aufzukommen“, sagte er. „Sondern sie werden die Organisation hinter dir verklagen. Hier stehen beträchtliche Werte auf dem Spiel. Dein Vermögen ist mager. Daher gefährdest du uns in gewisser Weise. Es ist unser Hals, den du in die Schlinge steckst. Verstehst du das?“

Ich sah seinen Standpunkt, aber ich konnte mich ihm nicht vollständig anschließen. Wenn er bei seiner Argumentation blieb, dann war mein ganzer Erfolg hier eine Gefährdung für die VM.

„Mein lieber Bruder“, fragte ich, „stimmst du nicht mit mir überein, dass es gewisse Risiken wert sind, eingegangen zu werden? Vor allem, wenn man sich damit beschäftigt, Seelen zu erretten?“

Er gab mir keine Antwort. Als seine Untersuchung abgeschlossen war, blieb Pastor Gottfried Starr hart: „Die VM kann es dir nicht erlauben, in irgendeiner Weise weiter zu expandieren, Reinhard. Die Risiken sind zu hoch.“ Ein paar Wochen später schloss sich der Missionsvorstand in Deutschland schriftlich dieser Einschätzung an.

Meine Seele war wie geschlagen. Es war, als sei ich von meiner eigenen Familie enterbt worden. Ich musste Anni zurücklassen und in meiner Verzweiflung einen einsamen Ort aufsuchen. Ich musste mit Gott reden und noch viel mehr musste er zu mir reden. Während ich betete, verfiel ich vermutlich in ein gewisses Selbstmitleid. Ich sagte dem Herrn, dass ich es satt hatte, immer der ungezogene Junge zu sein, immer angeklagt zu werden, weil ich so eigensinnig war. „Warum gerate ich immer in Schwierigkeiten, wenn ich dir gehorsam bin? Ich will mit meinen Brüdern im Frieden leben“, flehte ich. „Sollten wir nicht, wie Paulus sagt, *einander in Liebe ertragen, uns befließigen, die Einheit des Geistes zu bewahren durch das Band des Friedens?*⁵⁴ Ich will mich dem VM-Vorstand unterordnen, will nicht mehr von der brennenden Vision getrieben werden, die du mir von einem blutgewaschenen Afrika gegeben hast.“

Ja, manchmal sagen wir Dinge, sogar im Gebet, die wir nicht wirklich so meinen. Gott ist gnädig, indem er das Gespräch nicht einfach beendet. Stattdessen antwortete der Herr mir scharf: *Ja, das kannst du tun. Aber wenn du meine Berufung fallen lässt, muss ich dich fallen lassen und nach jemand anderem schauen.*

Mein Gejammer vor dem Herrn war augenblicklich vorbei. Ich ging nach Hause und sagte zu Anni: „Heute werde ich bei der Velberter Mission kündigen.“

Dieser Schritt bedeutete auch, dass ich meine Beziehung zur Apostolic Faith Mission in Südafrika zu beenden hatte. Die Gemeinden der AFM waren zu meiner hauptsächlichen Unterstützungsquelle geworden. Nachdem ich den Brief an die VM geschrieben und abgeschickt hatte, rief ich Dr. Möller im Hauptquartier der AFM an und erklärte ihm, was ich getan hatte und warum. Er war tief betrübt. Er bat mich, meine Kündigung zurückzunehmen, bis er Gelegenheit hatte, bei der deutschen Organisation für mich zu intervenieren. Er wollte meinen Fall vor ihnen vertreten. Ich war damit einverstanden.

Möller holte den deutschen Superintendenten der ACD, Pastor Reinhard Ulonska, mit dem Flugzeug nach Südafrika, um meinen Dienst zu erörtern. Nach Möllers Erläuterungen stimmte er zu, mich von den Einschränkungen der Arbeit als Missionar zu entbinden und mir die Arbeit eines Evangelisten zu übertragen. Am Ende führte diese verquere Situation für uns zum Guten. Ich blieb Mitglied der Velberter Mission und setzte meine Arbeit unter ihrem Segen fort. Doch ich war nicht glücklich darüber, dass es meiner Kündigung bedurfte, um aus dieser Sackgasse herauszukommen. Wie viele Missionare lagen auf dem Missionsfriedhof, weil sie nicht die Widerstandskraft gehabt hatten, auszubrechen und dem Herrn zu folgen?

Nichts von alledem war leicht für mich. Ich wurde durch diese Umstände aus meiner behaglichen Zone herausgezwungen. Es war Gottes Zeitpunkt für mich, in eine der schwierigsten Veränderungsphasen meines Lebens einzutreten. Wenn ich heute zurückblicke, verstehe ich, dass dies mitunter die einzige Möglichkeit für Gott ist, uns in seine Richtung zu bewegen. Es ist nie leicht, aber es dient immer zu seiner Ehre und letztendlich zu unserem Besten. Ich hörte später, dass der Vorsitzende der Velberter Mission, Pastor Alfred Koschorrek, in Versammlungen sagte: „Wir haben einen Reinhard Bonnke, und wir stehen zu ihm, aber wir wollen keinen zweiten.“ Ich wollte meinen Ohren kaum trauen und dachte mir: *Wie schade!* Wenn ich heute darüber nachdenke, dann war die Velberter Mission der Backofen, in den Gott mich steckte. Die Hitze war schrecklich, aber der Kuchen, der herauskam, war köstlich.

Ich erinnere mich, dass mein Sohn sich in dieser Zeit ein Bein gebrochen hatte. Er hatte mit seinem Fahrrad akrobatische Kunststücke vollführt und war schwer gestürzt. Sein Gips war inzwischen wieder abgenommen, er brauchte keine Krücken mehr, aber er hinkte noch. An einem Tag kam er aus der Schule

und erzählte mir: „Papa, heute haben wir in der Schule einen Langstreckenlauf gemacht und ich habe gewonnen!“

Ich grinste über beide Ohren. „Ich bin so stolz auf dich, Freddie. Ich denke, du bist genau wie ich. Wir hinken beide zum Sieg!“

Ich war nicht nur gezwungen, meine Rolle in der Gemeinde neu zu definieren, ich hörte zudem auch die Stimme des Herrn, die mich aufforderte, Lesotho zu verlassen. Dies war nun wieder auf andere Weise schwierig. Wenn man Herausforderungen wie die, denen wir in Lesotho gegenüberstanden, in Angriff genommen und überwunden hat, dann gewinnt das Herz den Ort lieb, an dem das Leben so schwer schien. Ich sollte wohl besser sagen, äußerst lieb. Anni und ich waren innerlich tief in Maseru im Königreich Lesotho verwurzelt. Wir hätten für den Rest unseres Lebens dort glücklich sein können, aber Gott hatte andere Pläne.

Es ist nie einfach, das Land zu verlassen, in dem deine Träume wahr geworden sind. Erfolg bindet uns noch stärker als Versagen. Wenn du zu einer Leiche gegangen bist und ihr neues Leben eingehaucht hast, dann hast du mehr erlebt, als die meisten Menschen in ihrem Leben jemals sehen werden. Warum also weiterziehen? Aber ich habe gelernt, dass Gottes Gedanken nie so begrenzt sind. Wenn wir das Land unserer Träume nicht verlassen, dann werden wir vielleicht niemals in das Land unserer Bestimmung kommen.

Als ich über unsere Zukunft nachdachte, fiel mir die Vision des Herrn aus meiner Kindheit ein. Die Stadt Johannesburg glühte wie ein Leuchtfeuer über der geistlichen Landkarte. Jetzt rief sie mich. Ich begriff, dass ich dorthin gehen musste, und ich gründete meine eigene Missionsgesellschaft, die für die Vision eines blutgewaschenen Afrika den geeigneten Rahmen bot. Ich nannte sie *Christus für alle Nationen* oder kurz *CfaN*, genau wie die kleine Druckpresse, die wir in Maseru hatten.

Der Herr führte mich so, dass ich das Hauptquartier in der Nähe des Flughafens ansiedelte, denn für das Evangelium würde ich viel reisen müssen. Ich sprach mit Anni darüber. Sie wusste, dass sie nicht immer mit mir reisen konnte. Es war ein Opfer, zu dem sie bereit sein musste, wenn die Vision eines blutgewaschenen Afrika in Erfüllung gehen sollte. Ihr Herz für die Verlorenen

war stärker als ihre familiären Neigungen. Sie stimmte zu. Ich preise Gott deswegen für sie! Ich erinnere mich an die Zeit, in der ich Gott gefragt hatte, ob sie die richtige Wahl für mich sei. Er wusste es. Welch eine gesegnete Wahl ist sie in all den Jahren gewesen!

Und so zog ich am 6. Dezember 1974 mit meiner Familie an einen Ort namens Witfield, in die Nähe des Flughafens von Johannesburg. Nachdem wir alle Kisten in das neue Haus gebracht hatten, schienen Anni und die Kinder den Umzug wunderbar zu verkraften. Sie lernten neue Leute kennen, schauten sich nach neuen Schulen um und gewöhnten sich an die neue Nachbarschaft, die ihnen viel Interessantes und Schönes bot.

Ich erlebte dagegen etwas, was man eine Depression nennen könnte. Ich fühlte mich völlig ausgelaugt und erschöpft und saß nur herum. Das war nicht mehr ich. Ich konnte nicht aufstehen und nichts mehr anpacken. Ich fühlte mich wie eine entwurzelte Pflanze. Ich hatte noch keine neue Erde gefunden. Was den Zustand noch schlimmer machte war, dass Gott nicht mehr mit mir zu sprechen schien. Vier ganze Wochen blieb ich in dieser trüben Verfassung.

Schließlich machte Anni bei einem Arzt, den wir über die AFM kannten, einen Termin für mich aus. Er untersuchte mich und stellte Magengeschwüre fest. Vermutlich waren sie durch die Trennung von der Velberter Mission und den gleichzeitigen Abschied von Lesotho zustande gekommen.

Genau hier liegt der Grund, warum Menschen sich entscheiden, keine Risiken einzugehen. Sie fürchten sich davor, dass es womöglich unerwartete Konsequenzen geben könnte. Meine Magengeschwüre und Depressionen bewiesen, dass dieses Risiko real ist. Aber ist das ein Grund, an der Vergangenheit hängen zu bleiben? Sich der Mittelmäßigkeit zu verschreiben? Nein. Das wäre der erste Schritt, einen lebendigen Glauben in einen toten Glauben zu verwandeln. Der alte Ort, das alte Gebäude, die alten Methoden, der alte Erfolg, das ist alles beruhigend. Der Schritt ins Neue ist beängstigend. Wir müssen unser Vertrauen vollständig auf den Herrn setzen, um über diese Bereiche der Bequemlichkeit in unserem Leben hinwegzukommen.

Ich lag in dieser Nacht schlaflos im Bett, da sprach die Stimme des Herrn zu mir. *Geh in die Stadt Gaborone in Botswana.* Das kam aus völlig heiterem

Himmel. Aber anstatt in meiner Depression hängen zu bleiben, bis ich an blutenden Magengeschwüren zugrunde gehen würde, rief ich am nächsten Morgen einen Pastor an, den ich in jener Stadt kannte. Ich kündigte Pastor Scheffers meinen Besuch an. Er war einverstanden. Dann bat ich Anni, mich zum Flughafen zu bringen. Ich kaufte ein Ticket für den nächsten Flug nach Gaborone. Der Stimme des Herrn zu folgen war für mich das Elixier des Lebens.

Als ich aus dem Flugzeug stieg, fiel mir ein, dass ich mich überhaupt nicht auf die Reise vorbereitet hatte. Ich hatte noch nicht einmal genug Geld eingesteckt, um ein Taxi oder Essen zu bezahlen. Kein Problem. Gott hatte mich hierher gerufen. Dies war ein Abenteuer des Glaubens. Also ging ich zu Fuß in die Stadt.

Manchmal kann ein Spaziergang durch ein fremdes Land den Verstand zur Ruhe bringen und einem Menschen das Herz des Herrn nahebringen. Ich ging wie Jona durch Ninive und öffnete meine Sinne für den Ort, an den Gott mich gerufen hatte. Ich entdeckte die Stadt, sah und hörte die lärmenden Kinder, die auf der Straße spielten, das Scharren der Hühner, die auf dem schmutzigen Boden nach Nahrung suchten, das Geräusch der Wäsche, die gegen einen Stein geschlagen wurde. Ein Eintopf aus Innereien kochte auf einem Holzkohlefeuer, eine Mutter hielt einen Wasserkanister auf dem Kopf ihrer barfüßigen Tochter im Gleichgewicht. Es war ein Ort der verzweifelten Armut und Not. Ich dachte, dass nur jemand mit einer Berufung Gottes sich hier in Gaborone aufhalten sollte, genau wie in Lesotho. Ich ging durch die Märkte und Wohnviertel und spürte, wie die Gegenwart und das Erbarmen des Herrn sich nach diesen Menschen ausstreckte.

Biege rechts ab, sagte der Herr. Ich ging nach rechts und dort lag das Botswana National Sports Stadion vor mir. *Du wirst meinen Namen hier verkündigen.*

Mein ganzes Gesicht verwandelte sich in ein strahlendes Lächeln. Der Übergang war vollendet. Ich hörte wieder die Stimme meines Vaters. Und meine Magengeschwüre waren für immer verschwunden.